

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 23/24

21. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. Dezember 1957

Zur Zeit

Der Wendepunkt: In einer Welt, die Weihnachten verharmlost und vermaterialisiert — den Mut zur christlichen Weihnacht! — Relativierungen des Christentums bringen keine Lösung — Weihnachten als Wende zum Sein in Gott — Von da her das Heil für die Welt.

Kultur

Um die Aufgabe einer katholischen Presse: Zum 5. Internationalen Kongress der katholischen Presse — *P. Gabel* über «Katholische Presse, wozu?» — Was ist Presse: ein nicht zu missbrauchendes Werkzeug! — Ist katholisch und Presse vereinbar? — Was der *katholische* Presseemann «entdecken» muss — Presse und Laizismus — Die prophetische Aufgabe der katholischen Presse — Die Pressefreiheit der katholischen Journalisten als Funktion in der Kirche — Wäre Paulus Journalist geworden? — Vom Misserfolg der katholischen Presse — Die Frage Radeckis.

Literatur

Das Schwarze sind die Buchstaben: Lachende Wahrheiten und tiefer Ernst in den Schriften Sigismund von Radeckis — Ein neues polemisches Buch — «Rede über die Presse», «Die Sprachsituation der deutschen Schweiz» u. a. — Kämpfer für christliche Humanität.

Kunst

Klassisch — Gegenklassisch: Geistige Strömungen in der modernen Kunstbetrachtung — Vom Klassischen zum Primitiven — Magischer Charakter der Kunst — Der Manierismus in der modernen Kunst — Vom Klassischen zum Gegenklassischen — «Grünewald, Meister gegenklassischer Malerei» — Ausblicke.

Politik

Zur französischen Krise: Die Frage nach der Ursache — Hinweis von der religiösen Krise her: Mehr Glaube steht gegen erstarrte Reaktion — Desillusion nach dem zweiten Weltkrieg — Das wirtschaftliche Problem und die Situation der Klein- und Mittelbetriebe — Das Volk und die politischen Probleme — Geforderte humane Lösungen — Die Bedeutung der Kirche für Frankreichs «Modernisierung» — Frankreich wird sich wiederfinden.

Ex urbe et orbe

Ein Papstwort zur Mode: Eine christliche Ethik der Mode — Mode als sittliches Problem — Die absolute Grenzziehung — Grundsätze für ein Apostolat des guten Geschmacks — **Die chinesische Diaspora:** Ein Ueberblick — **Die Konversionsbewegung in Süd-Vietnam:** Ein erstaunliches Geschehen: es rissen ihnen die Netze...

Soziales

Du und die Masse: Eine ganz andere Deutung der Masse.

Der Wendepunkt

Man hat Weihnachten bis zur Unkenntlichkeit entstellt und völlig verkitscht. Von der Armut und dem Schmutz des Stalles ist nichts mehr übriggeblieben. In den Wochen vor Weihnachten züchten Reklame und Schaufenster die materiellen Bedürfnisse und schrauben die Ansprüche immer höher. Weihnachten ist für viele Firmen das große Geschäft des Jahres. Auch von der Stille der Heiligen Nacht ist nicht mehr viel zu verspüren. Die Zahl derer wächst von Jahr zu Jahr, welche Weihnachten mit Skiferien verbinden, am Heiligen Abend sich das übliche Truthahnesen leisten, die Heilige Nacht unheilig durchtanzen und Weihnachten entweihen. Mit diesen Feststellungen soll in keiner Weise einem Miesmachertum das Wort geredet sein. Gerade der katholische Christ hat Sinn für Fest und Feier. Er hat Feiertage immer mit Freude begangen und zwar so, daß Weltliches und Geistliches dabei keineswegs völlig getrennt

war, angefangen vom Liebesmahl der Urkirche, das mit dem eucharistischen Mahl verbunden war, über die vielen Feste des gläubigen Mittelalters bis hinein in die Gegenwart, wo in katholischen Gegenden noch immer Gottesdienste von krachenden Böllerschüssen, munteren Festessen und fröhlichen Feiern von Jung und Alt umrahmt sind. Aber das Weltliche darf nicht das Geistliche erdrücken oder entstellen. Heute wird die Weihnachtsfeier im günstigsten Fall verharmlost und versentimentalisiert. Die Krippe weicht dem Christbaum, der doch eigentlich heidnischen Ursprungs ist. Der Christbaum wird dann wemöglich noch mit künstlichem (!) Schnee bestreut und mit Süßigkeiten behängt. Und wo noch eine Krippe aufgestellt wird, ist es nicht etwa der primitive Futtertrog, der aus der Felswand in Bethlehem ausgehauen war, sondern ein verniedlichtes Etwas, durch das gezeigt wird, daß der Glaube ans

Christkind höchstens etwas ist für Kinder. Wenn Erwachsene es feiern, dann ist es verträumte Jugenderinnerung. Auf alle Fälle ist die ganze Feier nicht etwas, das eine ernstere Bedeutung für die Gegenwart hat.

Liest man aber den Römerbrief des Apostels Paulus, so klingt es freilich ganz anders. Dort ist mit einer geradezu unheimlichen Schärfe die Heillosigkeit der heidnischen und jüdischen Welt gezeichnet und jeder Mund zum Verstummen gebracht. Und in diese Stille einsichtiger Hoffnungslosigkeit tönt dann das Wort vom großen Wendepunkt: «Jetzt aber» (3, 21). Diese Wende ist vollzogen durch das Kommen Gottes in Jesus Christus. Christus ist menschgewordene Heilsbotschaft und die Heillosigkeit des Menschen wird vom Heil durch Gott abgelöst und überwunden. Das Kommen Gottes in Jesus Christus ist der Wendepunkt in der Heilsgeschichte der Menschheit. Und die Erkenntnis dieses Kommens Gottes, eine persönliche und bewußte Erkenntnis, ist auch der entscheidende Wendepunkt im Leben des einzelnen Menschen. Damit hat Weihnachten mit der Verkündigung, daß nun Gott endlich und tatsächlich verherrlicht werde und daß nun für die Menschen ein wirklicher Friede gekommen sei, einen nicht mehr zu überhörenden, ernstesten und zugleich fröhlichen Klang.

Aber gerade hier stellt sich nun eine große Frage, der wir nicht ausweichen dürfen. Die Frage nämlich, ob das alles heute noch Bedeutung hat. Und ob es überhaupt noch geglaubt wird. Im Grunde genommen sind es zwei Fragen, die sich aufdrängen. Nämlich einmal, ob das, wovon man heute das Heil erwartet, zur Weihnachtsbotschaft noch irgend eine Beziehung hat. Und sodann die andere Frage, ob die Heilsbotschaft des Weihnachtsgeheimnisses noch irgendwie ins reale heutige Leben eingreift.

Daß die Menschen heute auf der Suche nach einem Ausweg aus der Heillosigkeit sind, bedarf keines Beweises. Die Unsicherheit und Angst, der Lebenshunger, der mit einem *aprensous-le-déluge* den Augenblick genießen will, die Abhaltung zahlloser Kongresse, Tagungen, Besprechungen, um gemeinsam den Weg zu suchen, die Hoffnungen, die auf Männer, auf Programme, auf Parteien, auf Erfindungen, auf Verträge usw. gesetzt werden, sind alles Kennzeichen einer seismographenhaften Empfindlichkeit. Aber über den Weg aus der Heillosigkeit ins Heil ist man sich keineswegs im klaren oder gar einig. Viele hoffen auf die Politik. Die einen auf die Politik des Westens, die dem Menschen wenigstens die Möglichkeit schafft, einigermaßen in Freiheit zu leben, die aber daneben wenig konstruktive, in die Zukunft weisende Kräfte und Ziele aufzeigt. Die andern erwarten das Heil von der Politik aus dem Osten, die mit ihrer Zentralisation, ihrer Lenkung, Steuerung und gewaltsamen Vereinheitlichung der Menschheit ein irdisches Paradies verspricht, aber hinter dem obligaten Lächeln verbirgt, daß die Erde in ein Konzentrationslager verwandelt wird und daß dann nicht mehr Engel mit Flammenschwertern den Zugang zum Paradies verwehren, sondern Militär mit Maschinenpistolen den Ausgang versperrt. Einsichtige haben längst durchschaut, daß von der Politik allein das Heil nicht kommt, auch wenn sie noch so sehr in Rundfunk und Presse und in der Lautstärke der öffentlichen Meinung sich vordrängt. Andere erwarten das Heil von der Wirtschaft, gefördert und umgestaltet durch die Technik. Kein Denker wird die Bedeutung des Wirtschaftlichen unterschätzen und die Kraft der Technik, welche die Welt und das Leben weithin umgestaltet, leugnen wollen. Aber der Mensch lebt nun einmal nicht vom Brot allein. Die Maschine kann ihm einen Großteil der Arbeit abnehmen

und seine Freizeit wesentlich vermehren. Aber gerade dann wird sich das seelische Vakuum erst recht zeigen. Der Mensch kann den Weltenraum erobern, aber damit werden die inneren Räume seiner Seele nicht ausgefüllt. Wirtschaft und Technik bleiben im Äußern haften. Das Innere bleibt leer. So erwarten wieder andere das Heil von der Erfüllung der vier Absoluten, von denen die Moralische Aufrüstung redet. Das greift nun gewiß ins Innere des Menschen und stellt ihn vor Gott. Aber nach Paulus kann der Mensch vor Gott zwar stehen, aber nicht bestehen, außer in Christus. Es ist somit unmöglich, eine Heilsformel zu finden, in der Heiden, Juden und Christen die Lösung sehen. Im Grunde genommen ist das eine Relativierung Christi und des Christentums.

Weihnachten spielt bei all diesen «Lösungen» keine oder nicht die entscheidende Rolle. Es ist nicht der Wendepunkt. Damit stehen wir aber vor der zweiten schwierigen Frage: Ist denn wirklich das Leben in Christus, die Verbundenheit mit Ihm, der Glaube an Ihn, die wirkliche Lösung, die das Heil schafft? Der Römerbrief weist hin auf die Tatsache, daß wir durch Christus von Tod, Gesetz und Sünde befreit seien, also von den dunklen Mächten, die uns beherrschen und die eigentliche Ursache des Unheils der Menschheit sind. Nun ist es aber klar, und selbstverständlich auch für Paulus klar, daß wir trotz Christus sterben, ja gerade in Ihm und mit Ihm sterben. Die Überwindung des Todes ist somit erst durch die Auferstehung gegeben, also nach dem Durchschreiten des Todes, somit in der eschatologischen Blickrichtung. Was die Überwindung des Gesetzes angeht, so sind zwar die vielen Einzelbestimmungen der Thora für uns nicht mehr verpflichtend, aber wir leben religiös keineswegs in einer gesetzlosen Existenz, sondern sind auch unsererseits durch viele Bestimmungen gebunden. Auch die Sünde hat noch Macht über uns, denn wir können noch sündigen und sündigen tatsächlich noch immer. Und doch sind diese feindlichen Mächte gebrochen, einmal weil Christus durch seinen Kreuzestod das Reich des Lichtes und des Lebens aufgerichtet und uns den Zugang dazu geöffnet hat. Wir sind also grundsätzlich der Finsternis entrissen. Der Tod ist nicht mehr das Letzte und das eigentliche Ergebnis, sondern nur Durchgangsstadium zum Leben. Das Gesetz und seine Erfüllung ist nicht mehr das eigentlich Entscheidende. Sondern das Entscheidende ist das Sein in Christus. Und die Sünde wird durch Ihn immer wieder vergeben. Wir stehen also nicht mehr auf dem brüchigen Boden, der in das Nichts des Todes versinkt, werden für unser Tun nicht mehr nach Gerechtigkeit gerichtet, sondern haben durch Christus einen gnädigen Gott, vor dem wir nicht auf Grund unseres Tuns, sondern durch und in Christus bestehen können. Tod, Gesetz und Sünde sind also durch die Gnade abgelöst, eine Gnade freilich, in der der Mensch mitgehen und mitwirken muß. Aber selbst dieses Mitgehen und Mitwirken ist von der Gnade Christi gehalten und getragen. Durch das Sein im alleinheiligen Gott ist der unheilige Mensch seiner Heillosigkeit entrissen. Das ist der tiefste Sinn der Heilsbotschaft. Das gibt wirklich Gott die Ehre und gibt wirklich dem Menschen inneren Frieden. Das «Gloria in excelsis Deo, et in terra pax hominibus» ist in Christus verwirklicht und hat durch seine Geburt eine neue Zeit und eine neue Existenz gebracht. Das ist der Sinn des Weihnachtsmysteriums.

Hat das nun irgend eine Beziehung zu den Dingen, die uns unmittelbar berühren? Also zur Politik, zum Sozialen, zum Wirtschaftlichen usw.? Oder ist das völlig getrennt von unserer diesseitigen, profanen Existenz? In Beantwortung dieser Frage ist vor allem festzuhalten, daß durch Christus der Akzent

Wir wünschen unsern Lesern Gottes Gnade und Segen zum Christfest und zum neuen Jahr 1958

REDAKTION und ADMINISTRATION der «ORIENTIERUNG»

wesentlich verlagert worden ist, vom Diesseitigen aufs Jen-seitige, vom Menschen auf Gott, vom Gegenwärtigen ins Künftige. Christliche Haltung ist wesentlich ein Leben in Hoffnung. Wer im Christentum nur oder in erster Linie eine Formel für irdisches Heil sucht, muß enttäuscht werden. Denn gerade das will es nicht bringen. Steht das aber einmal fest, so ist nun als Zweites zu sagen, daß gerade diese Einstellung und Blickrichtung auf Gott den Menschen innerlich umwandelt. Sein Denken, seine Gesinnung, sein Wollen wird anders: Er fragt nach dem Willen Gottes, hat also für sein Handeln eine objektive Norm, anerkennt eine Ordnung, in die er sich und sein Tun einfügt. Damit ist er über die Willkür des Bloß-Subjektiven hinausgehoben und so ist ein Verständnis mit anderen Menschen möglich. Als Drittes ist zu betonen, daß gerade durch dieses Fragen nach dem Willen Gottes, der sich durch die Offenbarung, aber auch durch die Vernunft, also durch Gottes über-

natürliches Wort und das natürliche Sittengesetz kundtut, auch wenigstens eine Art Grundriß einer richtigen Ordnung im Staat, in der Wirtschaft, im Sozialen erkennbar wird. Es bleiben innerhalb dieser Grenzen noch viele Variationen und Möglichkeiten, es bleibt auch viel tastende Unsicherheit, aber es ist ein tragender Boden da und in den wesentlichsten Dingen ein festes Gefüge.

All das wäre im einzelnen durchzuführen. Worauf es uns in diesen Zeilen ankommt, ist lediglich der Hinweis, daß mit äußerer Feier, mit Rührseligkeit, mit Kindeserinnerung und mit irgend einer Form der Verharmlosung des Weihnachtsmysteriums nichts geschehen ist, sondern daß gerade dadurch Größtes verkleinert, Wichtigstes bagatellisiert, Heiligstes profaniert wird. Wir müssen den Mut haben, im Anschluß an den Römerbrief Weihnachten wieder christlich zu feiern, also die Geburt Christi als den Wendepunkt zu erkennen und zu würdigen.

R. G.

Um die Aufgabe einer katholischen Presse

Vom 30. September bis zum 3. Oktober tagte in Wien der Fünfte Internationale Kongreß der katholischen Presse. Wenn man in Betracht zieht, daß es seit 150 Jahren eine moderne Tagespresse gibt – und um diese ging es bei dem Kongreß in erster Linie –, dann wird man die katholischen Presseleute der Krankheit der Kongressitis, die gerade für sie, die über alles berichten sollen, eine Plage bedeutet, nicht beschuldigen können. Vielleicht hatte man in Wien vor der Kongreßmüdigkeit der Presseleute ein wenig Angst und suchte darum durch eine Schau von Prominenz, die nicht immer aus den Reihen der Presse stammten, die Veranstaltung anziehend zu machen. Dieser Kunstgriff gelang vollauf. Es fanden sich über 400 Teilnehmer ein.

Vielleicht zwar wäre dies gar nicht nötig gewesen, denn Wien allein ist längst nicht mehr das traurige und sterbende Wien der Jahre 1945 bis 1950. Es ist eine Stadt voll des pulsierenden Lebens, die keineswegs traurig macht. Die Kriegsschäden sind größtenteils behoben und doch ist Wien nicht irgend eine «moderne» Stadt geworden, sondern das alte Wien geblieben; die Stadt der Tradition, an der man, wie an den Ringen eines Baumes, die Generationen ablesen kann. Welche Generationen? Nicht so sehr die fernen der römischen Zeit, nicht die des hohen Mittelalters – wohl aber die uns am nächsten liegenden, in denen wir uns eben doch beheimatet, zu Hause fühlen. Und, daß das alles heute noch lebt, nicht Museum ist, auch nicht dem Neuen schroff und beleidigt gegenübersteht, sondern sich organisch einpaßt, daß da unmittelbar am Eisernen Vorhang eine Stadt steht, die durch ihr Gesicht Völkerverbindung sagt (auch nach dem Osten hinüber), das macht sie überaus anziehend. Vermutlich wären die 400 Journalisten also auch ohne die Parade der Prominenz gekommen in diese einzigartige Stadt mit ihrem doppelten und doch einen Gesicht. In diesem Fall allerdings schadete die Prominenz der sachlichen Arbeit. Sie schadete, indem auf diese Weise viel kostbare Zeit – zwar angenehm, aber wenig fruchtbar – verging, trotz glänzender technischer Einrichtungen und guter, gediegener Übersetzungsarbeit. Sie schadete, aber sie zerstörte nicht alles.

*

Einen, und zwar, wie uns scheint, den weitaus gediegensten und eine auch nachträgliche Besinnung lohnenden, ja geradezu fordernden Vortrag wollen wir hier in seinen Grundzügen nachzeichnen. Es handelt sich um die Ausführungen *P. Emile Gabels* über das Thema: «La presse catholique pour

quoi faire?» (Deutsch müßte man wohl sagen: «Katholische Presse, wozu?»)

P. Gabel ist nicht irgendwer, wie jeder einigermaßen in Pressesachen Bewanderte weiß. Er war lange Jahre der Chefredaktor der Pariser katholischen Tageszeitung «La Croix», und es ist weitgehend ihm zu verdanken, daß dieses Blatt in dem an hervorragenden Journalisten so reichen Frankreich einen sehr ehrenvollen Platz einnimmt. Er hat dieser Zeitung ein Profil gegeben. An diesem 5. internationalen Pressekongreß hat er unter allgemeiner freudiger Zustimmung als Nachfolger des zurücktretenden Herrn Dubois-Dumée den Posten eines Generalsekretärs des internationalen katholischen Pressesekretariates in Paris angenommen.

*

Das erste Anliegen P. Gabels in diesem seinem Vortrag – er wurde nicht müde, es bis zum Überdruß zu wiederholen – war, dem katholischen Journalisten einzuhammern, daß er ein Journalist sein müsse. Was versteht er darunter?

Was ist Presse?

Die «Presse» nennt er nicht alles, was gedruckt wird. Ein Wissenschaftler, der Bücher schreibt, ist kein Presseemann. Ein Jugendseelsorger, der für seine Jungen oder Mädchen Schulungsbriefe verfaßt und herausgibt, ein Apologet, der über die Sekten, ihre Lehre, Ausbreitung, Organisation aufklärende Schriften verfaßt, ist auch noch kein Presseemann. Ja nicht einmal ein sich auf religiöse Nachrichten im engern Sinn des Wortes, auf Missionsberichte, auf Nachrichten über katholische Aktion, auf karitative Werke beschränkendes Publikationsorgan würde man als zur «Presse» gehörig bezeichnen können, womit natürlich über die Nützlichkeit und Notwendigkeit all dieser Publikationen in keiner Weise abgeurteilt sein soll. Sie gehören nur nicht in den Rahmen der hier anzustellenden Untersuchung.

Als «Presse» bezeichnet Gabel jenen modernen Typ von periodischen Publikationen (mögen sie nun täglich oder wöchentlich erscheinen), die um Neuigkeiten und Nachrichten zentriert sind. Gewiß nicht lediglich um deren Berichterstattung, sondern ebenso um deren Deutung und Kommentierung. Das wären vor allem die Zeitungen. Zeitung und Presse werden so geradezu Synonyma. Die Presse in diesem Sinn ist für Gabel eine soziologische Gegebenheit und es gilt, sie als solche zu erkennen. Sie hat ihr eigenes Publikum, das von

ihr etwas ganz Bestimmtes «erwartet», und sie hat ihre eigenen Gesetze, die man nicht übertreten darf, wenn man seinem Beruf als Presseemann treu sein will. Es geht also hier um eine Analyse der Presse von innen her!

Das Distinktivum der Presse ist somit die «Neuigkeit», das «Ereignis», wobei es nicht darauf ankommt, welches Ereignis, sondern der Ton liegt auf dem «aktuellen» Ereignis, eben der Neuigkeit. Tatsache ist, daß von allem Gedruckten die Presse (in diesem Sinn) bei den heutigen Menschen die größte Verbreitung und den größten Einfluß hat. «Sie trägt das Zepter im Reich der öffentlichen Meinung.»

Ihr Gesetz ist, wenn man dies in kurzen Merkworten ausdrücken will, ein dreifaches: Sie muß objektiv, rasch, universell in ihrer Berichterstattung sein. Je besser sie diese drei Bedingungen erfüllt, desto mehr erfüllt sie ihre spezifische Aufgabe. Die Leser haben – vielleicht nicht eine reflexe – aber eine tatsächlich vorhandene Vorstellung von dieser Aufgabe und gehen darum mit der ganz bestimmten Erwartung an das Lesen der «Presse» heran, sich hier objektiv, rasch und allseitig über das, was sich an Neuem ereignet hat, zu informieren. Das hindert nicht, daß die gleichen Leser im übrigen ganz andere Interessen auch besitzen, denn sie sind nicht nur Zeitungsleser: sie haben ihren Beruf und dementsprechend werden sie die für diesen Beruf einschlägige Fachliteratur lesen. Sie haben vielleicht ein Bedürfnis nach religiöser Belehrung und sie werden diese «am Fuß der Kanzel» suchen usw. Kurzum: Ein und derselbe Mensch hat verschiedene «geistige Kategorien», wie Gabel sagt, die jeweils ein «psychologisch anderes Sein» bedeuten. Von der Presse will man sich mitten im Verkehr und Lärm der Straße, des Zuges, der Metro, sogar der Familie, rasch über alles Neue objektiv informieren lassen. Dieses «Neue» aber liegt auf den verschiedensten Gebieten: der Politik, der Wirtschaft, der Religion, der Literatur, der Wissenschaft, der Technik usw., kurz in allem, was das menschliche Leben betrifft in seiner umfassenden Vielgestalt.

So ist denn die Presse durch alle diese Umstände, die ganz einfach an der Wirklichkeit abgelesen werden, zu einem ganz bestimmten Instrument geworden, das, wie jedes menschliche Werkzeug, auf ein genau umrissenes Ziel hin gemacht ist. Man darf von einem Werkzeug keine Dienstleistungen verlangen, für die es nicht geschaffen wurde. Tut man es doch, so verwundert es nicht, wenn es versagt. Man läßt in einem Konzert eine Trommel nicht die Partitur der Geige spielen, man gebraucht ein Sieb nicht als Schöpflöffel.

Von dieser selbstverständlich scheinenden und doch – gerade in katholischen Kreisen – noch lange nicht selbstverständlichen Begriffsbestimmung der Presse ganz im allgemeinen geht Gabel aus. «Arg theoretisch und philosophisch», sagte mir nachher ein Zuhörer stirnrunzelnd. «Aber ganz unerläßlich», gab ich zur Antwort, «wenn man einmal über die Allgemeinplätze der Reden über die Aufgaben der katholischen Presse hinauskommen will.» Dies wird sofort klar, wenn wir die sich nun anschließenden Fragen betrachten.

Ist eine katholische Presse überhaupt möglich?

Auf den ersten Blick scheint dies tatsächlich nicht der Fall zu sein. Gabel ist nicht der erste, der dies bemerkt hat. Er zitiert *Sigismund von Radecki*s aufsehenerregende «Rede über die Presse», die dieser auf der Herbsttagung 1955 der Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands in Bad Königstein gehalten hat.¹ Und Radecki wiederum beruft sich auf seinen Lehrmeister Karl Kraus und dessen langjährigen Kampf gegen den damaligen Wiener Pressekönig Békessy.

Das Problem ist dieses: «Der Journalist dient dem Tag und geht auf das Neue aus; der Glaubenszeuge aber dient dem

Ewigen und sagt gewissermaßen immer dasselbe, wengleich er es stets auf neue Art sagt. Im päpstlichen Latein werden die Tagesblätter ‚Ephemeriden‘ genannt; eben diesen Namen führt in der Insektenkunde auch die Eintagsfliege – sie lebt einen Tag und ist morgen tot, sie ist etwas Ephemeres», so sagt Radecki und folgert daraus, daß «journalistische Arbeit mit dem Werk eines Glaubenszeugen nicht vereinbar ist» und der Ausspruch Papst Pius XI.: «Lebte der Apostel Paulus heute, so wäre er sicher Journalist geworden»,² nicht zu Recht bestehe, ja eigentlich nur andeute, daß «die Kirche das Kulturproblem, das mit der Existenz der modernen Presse gestellt wird, noch gar nicht erkannt» habe.

Gabel seinerseits, die ersten hier aufgeführten Sätze Radeckis zitierend, hat eine etwas andere Fragestellung. Er fragt nicht, was der Hl. Paulus getan hätte, sondern ganz konkret nach der Daseinsberechtigung und so oft behaupteten Notwendigkeit einer katholischen Presse überhaupt. Soll diese nämlich notwendig sein, dann kann der Grund dafür nur darin liegen, daß das «Katholische» und der Auftrag der katholischen Kirche mit dem, was die Presse vollbringt und von ihr verlangt wird, etwas zu schaffen hat. Denn von einer katholischen Presse kann nur dann gesprochen werden, wo diese sich wenigstens moralisch, wenn nicht sogar iuridisch der Lehre und der Disziplin der Kirche verpflichtet weiß. Wenn aber die Botschaft der Kirche auf das Ewige ausgerichtet ist, wenn sie eine überzeitliche Lehre zu verkünden hat, dann scheint diese ihre Zielsetzung nichts mit den Aufgaben der Presse gemein zu haben.

Die oft gehörte Lösung: der katholische Journalist müsse eben das tägliche Ereignis «sub specie aeternitatis», also vom Ewigen her, betrachten, lehnt Gabel als eine allzu subjektive «asetische» Lösung ab, die «die Absichten der Person mit den Funktionen der Technik zunächst jedenfalls wieder einmal durcheinander zu werfen scheine».

Eine sachgerechte Lösung glaubt er aber in der Natur unseres christlichen Glaubens selbst zu finden. Dieser bezieht sich nämlich in erster Linie nicht auf eine Lehre, sondern auf ein Ereignis, auf ein Geschehen, das sich in der Zeit abspielt. Die Evangelien erzählen die Taten Jesu und die Apostelgeschichte jene der Apostel, wie der Name schon sagt. Damit ist der «Gegensatz»: Ereignis hier, ewige Lehre dort, von innen her aufgehoben, er besteht tatsächlich nicht und so klappt zwischen Presse und katholischer Botschaft kein unüberbrückbarer Gegensatz. Sie liegen beide, was das Ereignis betrifft, auf der gleichen Linie.

Die Aufgabe der katholischen Presse

Es ist schade, daß Gabel diesen Gedanken nicht direkt weiterführte und nicht sogleich auf das aktuelle Ereignis, die tagtägliche Neuigkeit zu sprechen kam, die er ja selbst als das Charakteristikum der Presse bezeichnet hat. Später freilich nimmt er diesen Gedanken wieder auf und vollendet damit die hier begonnene, aber noch nicht zu Ende geführte Lösung. Greifen wir darum in der Wiedergabe seiner Gedanken vor.

Es ist selbstverständlich, daß, trotz ihres grundlegenden Ereignischarakters, die christliche Botschaft mit dem Aktualitätscharakter der Presse nicht einfach identisch ist. Die Presse ist nicht die Verkünderin des Evangeliums. Es kann nur gefragt werden, ob ihr bei einer allseitigen Verkündigung eine begrenzte Aufgabe zukommen kann. Dies glaubt Gabel durchaus bejahen zu können, ohne daß dadurch das Wesen der Presse, d. h. ihr Aktualitätscharakter in seiner obengenannten dreifachen Ausfaltung verfälscht werden müßte. Der Grund ist abermals ein innerlicher. Tatsächlich haben nämlich alle – auch die anscheinend religiös oder christlich belanglosesten –

¹) Verlag F.H. Kerle / Wilhelm Rühling, Heidelberg (sie findet sich auch in dem Buch «Das Schwarze sind die Buchstaben» desselben Autors.

²) Dabei ist es unerheblich, ob dieser Satz wirklich von Pius XI. stammt oder nicht, vielmehr ist er – soweit ich mich entsinne – von Bischof Sigismund Waitz.

Tagesereignisse einen Bezug zum Ereignis der «Geschichte» Jesu, zur Menschwerdung und zu ihrer Fortsetzung in der Menschengeschichte. Diese grundsätzliche Beziehung im konkreten Einzelfall zu «entdecken» und «zu ihrer Entdeckung beizutragen», gerade das ist die Aufgabe der katholischen Presse und gibt ihr die Daseinsberechtigung.

Im konkreten Faktum hat sie das Christentum, die christliche Wahrheit, die in ihm tatsächlich verborgen ist, seinen Appell an das christliche Gewissen und seine Bedeutung als «Zeichen der Zeit» aufzudecken. Sie hat nicht, wie wir es gerade zu tun versuchen, über diesen Bezug abstrakte Abhandlungen zu schreiben. Das ist Sache der autoritativen Lehrverkündigung der Kirche, der theologischen Abhandlungen in Zeitschriften und anderer Organe. Die Presse hat bei der Neuheit zu bleiben, die sie im eben Geschehenen findet, das ein konkret neues Licht auf die christliche Wahrheit wirft.

Gabel kann diese seine These durch Aussagen Montinis stützen aus der Zeit, da dieser noch Staatsprosektär war. Er schrieb anlässlich des Internationalen Pressekongresses in Paris: «Die Eigenart des Journalismus (der Presse), das, was ihn von anderen Mitteln, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, unterscheidet, besteht darin, daß er an das Geschehen des Tages gebunden ist, daß er sich an einen Leser richtet, der vor allem nach Information verlangt. Deshalb muß der Publizist die Wahrheit verkünden und den Geist erziehen zumeist anlässlich der Tagesereignisse, ihrer Überprüfung, ihrer Darstellung und Auslegung.»

In solchem Tun sieht Gabel – wie wir glauben, sehr zu Recht – die wirksamste Bekämpfung des immer noch um sich greifenden Laizismus, der bald von rechts, bald von links die Kirche auf einen immer enger werdenden rein religiösen Sektor beschränken möchte. Indem die katholische Presse nämlich aufzeigt, wie nichts im Bereich des Konkreten dem Wirken Gottes und der Gnade entgeht und damit auch nichts ohne Bezug ist zum Lehramt der Kirche, setzt sie in positiver und eminent missionarischer Arbeit eine Gegenkraft in Bewegung, die weit wirksamer ist als alle rein negative oder rein theoretische Abwehr. Sie sieht sich dabei auch im Bündnis mit dem Bestreben Pius XII., der in unzähligen Ansprachen über die anscheinend profansten Gegenstände (was man ihm nicht selten zum Vorwurf macht) genau dasselbe Ziel verfolgt. Und das ist nicht ein «künstliches» Verbiegen oder Etikettieren der Dinge, ein bloßes sie heiligen durch gute Meinung, sondern ein sachgerechtes Hinlenken der Menschen auf ihre wahren Existenzfragen.

Damit nicht genug. Gerade die aktuellen Ereignisse auch der profanen Geschichte, die ja mit der Kirchengeschichte unlöslich verknüpft ist, enthalten nicht nur Widerstandsmomente gegen die Ausbreitung des Christentums, sie enthalten ebenso viele Ansatzpunkte für neue Fortschrittmöglichkeiten und neue Entwicklungen des Reiches Gottes. Weil diese Ansatzpunkte an einen bestimmten geschichtlichen Augenblick gebunden und somit zu diesem Zeitpunkt neu (aktuell!) sind und Ereignischarakter tragen, fallen sie unter die spezielle Aufgabe der katholischen Presse. Als Beispiel mag dienen das Einswerden der Welt von heute. Einerseits bringt das Bedrohungen und schwierigste Probleme mit sich. Andererseits aber enthält es auch Möglichkeiten zu einer weit reelleren «Katholizität der Katholiken» als dies jemals der Fall war. Dies an den konkreten Ereignissen aufzuzeigen in seiner ganzen farbigen und plastischen Vielfalt, ist eine prophetische Aufgabe der katholischen Presse, die damit gleichsam ihre Leser, wie Gabel schön sagt, «auf den Bauplatz des Reiches von morgen führt. Denn es ist besser, gleich von Anfang an am Bauplatz zu sein, um an der Ausarbeitung der Pläne und an der Grundsteinlegung beteiligt zu sein». So sollte die katholische Presse den Christen den Punkt anzeigen, «an dem der Hebel anzusetzen ist, damit die Welt ins Schwanken kommt».

Und noch einen Punkt, einen heiklen Punkt, zeigt Gabel auf, der von innen her die notwendige Freiheit der katholischen Presse gegenüber der Welt und – trotz ihrer Bindung an die Lehre und die Weisungen der Kirche – auch gegenüber der Kirche aufzeigt. Er geht dabei von drei Elementen aus. Da es Aufgabe der katholischen Presse ist, das Gewissen anlässlich der Tagesereignisse wachzurufen, muß sie sich erstens einer möglichst sachlichen Berichterstattung befleißigen, zweitens an die Lehren der Kirche und an ihre Direktiven halten, drittens das Ereignis den Grundsätzen gegenüberstellen. Der erste und der dritte Punkt lassen eine verschiedene Deutung der Ereignisse als unvermeidlich erscheinen.

Der erste, weil kein Ereignis nackt «in sich» besteht. Es fällt nicht wie ein Meteor vom Himmel, es hat seine Geschichte und es wird seine Auswirkungen haben. Nur Gott allein kennt tatsächlich all die vielen Momente, die hier mitspielen, er allein weiß, aus welcher letzten Tiefe ein Einzelereignis hervorquillt, und er allein kann sagen, in welcher Ferne «es sich im Ozean der Anonymität wieder verlieren wird». Das ist bei jeder kontingenten, zufälligen Wirklichkeit so. Die Folge aber ist, daß auch der gewissenhafteste Berichtersteller nicht die «ganze» Wahrheit des Ereignisses kennen kann. Daher wird es geschehen, daß trotz allen Bemühens um Objektivität kaum je «zwei Presseleute von genau dem gleichen Ereignis sprechen werden». Jeder hat eine andere Perspektive und jeder sieht das Geschehen in anderem Licht. Jeder hat auch einen anderen Grad von Menschenkenntnis und so fort.

Dazu aber kommt, daß jeder ein bestimmtes Ereignis an anderen Prinzipien mißt. «Der eine denkt bei der algerischen Frage an die Grundwerte einer Gesellschaft: die Institutionen, die Ordnung, die Ehre, das Vaterland.» Der andere vor allem an die Werte der Person, der Freiheit, des Friedens, der Menschlichkeit. Beide anerkennen auch die Wertskala des andern, ordnen sie aber der eigenen unter. Nicht immer – so glauben wir – wird man mit Hilfe der christlichen Moral hier ein eindeutiges Ordnungsbild herstellen können, denn es handelt sich ja wiederum nicht um diese Werte «in sich», sondern um die Frage, wieweit sie gefährdet werden durch ein konkretes Ereignis, wie es eben genannt wurde. So geschieht es zwangsläufig, daß ein Ereignis von verschiedenen katholischen Journalisten eine sehr verschiedene, ja oft entgegengesetzte, Bewertung auch in moralischer Hinsicht erfahren wird.

Kann der eine den andern beschuldigen, gewissenlos zu schreiben oder einem falschen Gewissen zu folgen? Er wird zumindest dabei sehr behutsam zu Werk gehen müssen. Er wird sich bemühen müssen um eine Synthese. Das Ereignis muß er möglichst allseitig beurteilen. Das ist gewiß seine erste Pflicht.

Trotzdem: «Hier wird die einem christlichen Urteil über die Ereignisse innerlich anhaftende Relativität sichtbar und findet die Freiheit ihre Begründung, die die Presse innerhalb oder vor der Kirche haben kann und muß.» Eben dies zeigt uns aber auch, weshalb die Kirche selbst, ihre Autorität, in der Beurteilung der Ereignisse so zurückhaltend ist. Nur bei offensichtlichen Irrtümern und gefährlichen Abweichungen und in kritischen Situationen greift sie ein. Dabei steht das Urteil über die Opportunität und die Natur ihrer Eingriffe bei ihr selbst. Aber zumeist urteilt sie nicht, was nicht heißen soll, daß der katholische Journalist nicht die Freiheit und sogar die Pflicht habe, sich ein christliches Gewissen über die Ereignisse, die er ja doch berichten muß, zu bilden. Aber es wird hier deutlich, wie verkehrt ein Presseemann handelt, der vom Morgen bis zum Abend am Telefon hängt, um für alles und jedes ein fertiges Urteil der Hierarchie anzufordern. Aufgabe des Journalisten, der Presse ist es somit, das Risiko der Freiheit auf sich zu nehmen.

Damit haben wir, hoffentlich einigermaßen getreu, die grossen Linien des Vortrages «Katholische Presse, wozu?» hervorgehoben. Wir haben es dabei unterlassen, seine immer wieder eingeflochtene «Gewissensforschung» wiederzugeben, um in einem Zug die Entwicklung seines Gedankens von innen her aus der Natur der Presse und aus der Natur des katholischen Glaubens darzustellen. Auch aus dieser Darstellung ergibt sich, daß der Hl. Paulus kein Journalist geworden wäre. Es ergibt sich aber auch, und darauf legte P. Gabel großen Wert, daß man die katholische Presse nicht mit katholischen Aufgaben belasten darf, die dem Wesen der Presse fremd sind.

Dies geschieht immer noch viel zu sehr. «Setzen Sie das Beiwort katholisch neben das Hauptwort Presse; unterstreichen Sie sogar dieses Beiwort mit mehreren roten Strichen; trotzdem muß die Presse, so wie wir sie beschrieben haben, nichtsdestoweniger ihr gleiches Ziel beibehalten: sie muß über das Ereignis, das Tag für Tag anfällt, berichten. Das ist das Gesetz der Presse und zugleich die Voraussetzung für ihren Erfolg». So im ersten Teil des Vortrags. Und wieder am Ende: «Das dreifache Erfordernis: sachlich, rasch und allumfassend zu berichten, bleibt auf jeden Fall ein Gebot der katholischen Presse. Entschuldigen Sie, meine Damen und Herren, daß ich mit solchem Nachdruck auf diesem Punkt beharre. Angesichts der relativen Mißerfolge der katholischen Presse suchen wir die Erklärung dafür fast immer in der Gleichgültigkeit oder in der Menschenfurcht der Katholiken oder auch in den edlen Verpflichtungen, die unsere Moral uns auferlegt... Das alles ist wahr. Ist es aber nicht auch wahr, daß wir unsere Zeitung nicht zuerst und vor allem auf das Ereignis ausrichten, das Ereignis in seiner ganzen Lebendigkeit, Farbfülle, Einmaligkeit, Neuheit? Meistens verlangt man von der katholischen Presse, sie solle innerhalb der Kirche (genauer gesagt, für Menschen einer bestimmten Umwelt, der die Kirche das Evangelium bringen muß) eine Aufgabe erfüllen, für die sie nicht gemacht ist.» Sie ist kein «Kanzlersatz», die Last abstrakter Lehren und dogmatischer Kommentare ist für sie unerträglich und obendrein für die Psychologie des Zeitungslesers ganz ungeeignet.

Halten wir diesen alten Praktiker auch nicht für einen Idealisten, der nicht wüßte, inwieweit die heutige Presse zumeist absteht von dem, was man eine «gesunde» Presse nennen könnte, inwieweit sie, durch ihre Pflicht des Berichtens verführt, in das Haschen nach «reiner Neuigkeit», nach «Sensation» oder durch das Bestreben nach Riesenauflagen einer Mißachtung der Hierarchie der Werte verfallen ist zugunsten der bloßen Triebe und Instinkte. Von all dem handelt ein ganzer Teil des Vortrages. Wir haben ihn übergangen, weil das andere auch schon gesagt haben.

Eine einzige Frage hat Gabel übergangen und das ist die Frage, die das Herzstück der oben genannten Rede Radeckis ausmacht. Wie steuern wir der notwendigen Sprachabstumpfung der Presseleute, zumal der Tageszeitungen? Sie ist bedingt durch die Notwendigkeit, rasch – überraschend zu arbeiten. Diese Abstumpfung der Sprache überträgt sich zwangsläufig auch auf den Leser und führt so zur Vermassung und zur Charakter- und Gewissensabnutzung, ja beraubt den Leser seiner eigentlichen geistigen Freiheit. Auch das ist eine innerlich der Presse als solcher anhaftende furchtbare Eigenschaft. Gabel mußte vielleicht nicht eigens von ihr handeln, da er von Wochen- und Tagespresse zugleich sprach, und auch Radecki gibt als ein Gegenmittel die Stärkung der Wochenpresse gegenüber der Tagespresse an. Ein anderes wäre gewiß, die Leser dazu zu erziehen, nicht nur die Tagespresse zu lesen. Das heißt soviel, wie sie auf eine ganz bestimmte und beschränkte Aufgabe innerhalb der geistigen Vermittlung einzuengen. Die heutige Vermehrung der Freizeit gibt hier vielleicht den nötigen Spielraum. Wieder ein anderes Mittel – auch Radecki nennt es – ist die langjährige und gründliche Vorbildung, die von den Presseleuten zu fordern wäre. Weitgehend geschieht dies bereits, bei großen Zeitungen zumal. Trotzdem, es bleibt ein Rest des Unbehagens und die bange Frage: Wieviele katholische Journalisten werden fähig sein, die hohen Anforderungen, die Gabel an sie stellt, auch nur mit «genügend» zu bestehen?

M. Galli

Das Schwarze sind die Buchstaben*

Auch wenn es nicht so klar und selbstbewußt über dem Titel stünde, wer der Verfasser dieses Buches sei, müßte dieser eigentümlich insistierende Titel zu ihm führen. Wer anders als *Sigismund von Radecki* beherrscht denn sonst noch die Kunst, einen einfachen, anscheinend arglosen Satz so mit Bedeutung und Rätselhaftigkeit zu laden, ohne befürchten zu müssen, bei seiner Entfaltung und Enträtselung den Leser zu enttäuschen? Wer den Rhythmus der Sprache, mit dem er über ihren Sinn hinaus dem Hörer oder Leser etwas zu sagen hat? Der Titel des neuen Buches unterscheidet sich in fast dräuender Weise von denen früherer Bücher. «Nebenbei bemerkt», «Was ich sagen wollte», «Wie ich glaube», «Weisheit für Anfänger» – das alles ist so leichthin gesagt, schonend, fast geniert, obwohl die einzelnen Feuilletons und Essays, wie Blumen zu Sträußen zusammengefaßt, keineswegs leichthin geschrieben sind, weder die lachendsten noch die zartesten, zu schweigen von den ernsteren. Wie gerne kehrt man immer wieder zu diesen Kostbarkeiten zurück, die uns vom «Wald über der Stadt», über das Leben im «Strandbad», «Vom Reisen und vom Zuhause» erzählen. Wie gerne läßt man sich von Radecki «Winke für Möwenfüttern» geben. Wie eindringlich weiß er dem Autoraser die Leviten zu lesen oder die Kugelschreiber-Inflation zu schildern – lachende Wahrheiten, die unversehens tiefen Ernst ausdrücken. Wie ver-

* Erschienen im Verlag Heinz Burges in Köln. 376 Seiten, Leinen DM 16.80.

gegenwärtig sind seine Erinnerungen: an Else Lasker-Schüler, an Karl Kraus, diesen nie genug gepriesenen Meister der Sprache und genialen Satiriker.

Diesmal legt uns Radecki ein ausgesprochen polemisches Buch vor, das in manchem an Theodor Haeckers «Satire und Polemik» erinnert. Es ist vom selben Impetus satirischer Leidenschaft durchflutet; der selbe kämpferische Geist führt ihm die Feder für das Recht, das Rechte, für Freiheit und Selbstbehauptung des freien Schriftstellers. Die Polemik mag unversöhnlich erscheinen, aber der Einschlag von Selbstironie, wie er in der Anweisung zum «Umgang mit Kampfhähnen» in Erscheinung tritt, die ebenfalls als Vorwort hätte dienen können, zeigt, daß Radecki von Rechthaberei weit entfernt ist. Freilich, der Anschein möchte im einen oder andern Fall gegen ihn sprechen. Wer sich vom Verfasser über den anonymen Schmähartikel der «Tat» unterrichten läßt oder den spannenden Briefwechsel mit «Zürcher Tages-Anzeiger» liest, wer die Antwort an das «Forum» vernimmt oder die Auseinandersetzung mit Holtusen über «abgelehnte Gedichte»: den möchten, abgesehen von dem Mitleid, das ihn zu den Angesprochenen und Angefahdeten über die Abfertigung überkommt, vielleicht Zweifel darüber beschleichen, ob sich überhaupt Auseinandersetzungen mit ihnen lohnten. Wird sich eine Einigung über die Auswahl von Gedichten je erzielen lassen? Sogar unter Freunden

erscheint dies nicht selten eine aussichtslose Sache. Und doch möchte ich diese leidenschaftliche Fehde um den Dichter Karl Kraus nicht missen. Aber der Briefwechsel mit dem «Tages-Anzeiger», die Auseinandersetzung mit dem anonymen Schmähartikel der «Tat»? Wer sich in sie vertieft, wird bald gewahr werden, daß ihre Bedeutung weit über den Anlaß hinausreicht. Soll in der Tat ein Schriftsteller, der sich in einer Vorlesung der Öffentlichkeit vorstellt, in einer Rezension den Vorwurf an sich kommen lassen müssen, er habe sein Publikum nicht sonderlich ernst genommen, ohne sich dagegen in derselben Zeitung verwahren zu dürfen? Das unverdorbene Gefühl für Anstand wehrt sich dagegen wie gegen anonyme Schmähartikel.

Ihre richtige Einordnung erhalten die genannten Streitartikel aber erst, wenn wir zurückkehren zu der «Rede über die Presse», die der Verfasser 1955 vor der Gesellschaft katholischer Publizisten Deutschlands gehalten hat und mit der er das Buch eröffnet. Wie eindrücklich ist die Problematik und die Dialektik der Presse dargestellt, ihre unabsehbare Macht und entsprechend ihre Verantwortung. «Die Zeitung verbindet kürzeste Entstehungsfrist mit weitestem Verbreitungsraum – ein Gehirn denkt täglich für hunderttausend Gehirne. Wenn es richtig zuginge, hätte doch nur der Hervorragende das Recht und die geistige Vollmacht, zu Hunderttausenden zu reden. Und solch ein Genie gibt es ja gar nicht, das Kraft und Recht hätte, täglich in Tausende Gehirne zu dringen. Wie kommt Herr XY dazu, Tag für Tag im Plural majestatis zu uns zu sprechen? Man müßte zum mindesten erwarten, daß dieser Mensch erst nach sorglichstem Studium und genauester Prüfung, als Bester der Besten, zu solch einer verantwortungsvollen Tätigkeit zugelassen werde. Zum Apotheker braucht es Examina und Lizenz, denn er darf sich mit seinen Giften um kein tausendstel Gramm irren – nur zum Journalisten, dessen Tun an Folgeschwere selbst das des Arztes übertrifft, kann jeder werden, der nur an den Schreibtisch herangewirkt wird! Hat er nur eine spitze Feder und spitze Ellenbogen, so kann er morgen schon den Massen die Meinung liefern. Mag er auch noch so talentiert sein, sobald seine Begabung in die technische Organisation der Zeitung eingeschaltet ist, steht sie in gar keinem Verhältnis mehr zur Riesenwirkung, die sie ausübt. Die Zeitung besorgt für ihn das, was auf anderm Gebiet allein der persönliche Wert zu vollbringen hat: den Einfluß auf die Masse. Mehr noch: alle andern Talente drängen sich zu ihm und bitten um seine Protektion, weil er, dank dem Speißprozeß der Rotationsmaschine, täglichen Zutritt zur Menge hat und ihn auch andern vermitteln oder versperren kann. So gewinnt er, ohne soziale Legitimation, eine unvorstellbare Macht: kann Nachrichten aufbauschen oder unterdrücken, Künstler lancieren oder verlachen, Theater fördern oder ruinieren, Regierungen stützen oder stürzen, ja, er kann Kriege ausbrechen lassen ... Und dieser mächtigste Mensch, von wem ist er abhängig? Von allen: vom Zeitungsverlag, der ihn bezahlt, und von allen anonymen Kräften der Politik und Wirtschaft, die hinter diesem stecken, von den Abonnenten und Lesern, von den Inserenten, ohne die das Blatt nicht bestehen könnte, von der Mode, von der öffentlichen Meinung, und von wem alles noch – nur nicht von seinem Charakter ...» Man lese weiter: über die Preßfreiheit, die Unabhängigkeit der Zeitungen, die mit der Zeitung verbundene Sprachentwertung und Sprachabstumpfung, neben der Wortmacherei das Totschweigen. Mag anderswo die zudringliche Mahnung «das müssen Sie lesen» fragwürdig sein: die Rede über die Presse «müssen Sie lesen».

Nicht weit entfernt von ihr steht der ausgezeichnete Essay über «Die Sprachsituation der deutschen Schweiz». Hier zeigt sich der Verfasser für das Hochdeutsch, dem Deutsch-Schweizer in der Hauptsache nur geläufig als Schriftdeutsch. Ist es so unrichtig, daß sich bei uns das Hochdeutsch nie als lebende Umgangssprache hat einbürgern können und bei uns die paradoxe Situation besteht, «daß die besten Söhne des Landes ihr Eigenstes in einer halb fremden, zur Stummheit verurteilten Sprache gestalteten»? Es lohnt sich sehr wohl, das bei uns bestehende Malaise hinsichtlich der Sprache einmal mit den Augen Radeckis zu betrachten.

Mit der Auseinandersetzung mit einem Bundesgerichtsurteil über die gewerbsmäßige Unzucht gemäß Artikel 206 des Strafgesetzbuches, die unter dem aufreizenden Titel «Anlockung zur Unmenschlichkeit» steht, hat sich der Verfasser unter die Juristen begeben. Es ist scharfer Pfeffer, den er in die etwas mühsamen Erwägungen der höchstgerichtlichen Instanz streut; es ist selten, daß geradezu der Vorwurf der Rechtsbeugung erhoben wird. Da gerade wieder eine Revision des Gesetzbuches läuft, wäre es nicht unpassend, den umstrittenen Straftatbestand im Lichte dieser scharfsinnigen Analyse neu zu fassen.

Nicht alle Arbeiten dieses Buches sind polemisch. Wie man anderswo vom Verfasser in humorvoller Art darüber belehrt worden ist, wie Hustenreize im Theater unterdrückt werden können, so erfährt man hier von einem neuen Schlafmittel, oder wie man das Rauchen aufgibt, oder von seinen Erfahrungen, «wenn man alt wird». Diese Sätze lesen sich wie besinnliche Paraphrasen zur goethischen Aufforderung: «Komm und ältele mit mir.» «Unsere Zeit schwelgt in Ersatzstoffen; nun will sie auch das Älterwerden durch ein synthetisches Jungbleiben ersetzen. (Der Tod ist ja längst zum Autounfall banalisiert worden.) Sie liebt ängstlich das Leben und hat Abscheu vor dem Tod – den sie allerdings verschwenderischer austeielt als jede andere Epoche. Doch ihre Liebe zum Leben ist nur ein kindisches Streckungsmanöver. Denn diese Zeit ahnt nicht, daß nur der das Leben wahrhaft lieben kann, der den Tod nicht bloß verabscheut, sondern auch begrüßt, weil dieser nicht nur Abschied, sondern auch Ankunft ist.

Und wenn ich einmal auf der Bahre
in unbekannte Länder fahre,
dann tret' ich in das Leben ein.»

Es ist unmöglich, das neue Buch von Radecki auch nur annähernd erschöpfend anzuzeigen, all die Gegenstände zu erwähnen, zu denen es Fahrten enthält: literarische (sein Essay über Hilaire Belloc, seine Anzeige von Haeckers Opuscula), geistesgeschichtliche («Über die Romantik»), wirtschaftswissenschaftliche («Als ob das immer so weiterginge» / Eine Studie über Wirtschaftskrisen).

Nicht unerwähnt bleiben darf aber der nicht nur dem Umfang nach alle andern Essays überbietende, weit ausholende und in die Tiefe gehende Versuch «Über die Freiheit», mit dem das Buch schließt. Es ist ein wesentlicher Beitrag zu dem nie endenden Gespräch über einen unerschöpflichen Gegenstand. Was der Verfasser über den modernen, protestantischen und katholischen Freiheitsbegriff ausführt, nötig zu immer neuer Lektüre und besinnlichem Nachdenken.

Aber das gilt für alles, was Radecki schreibt. Wenn einer, so braucht er das Wort nicht eitel. Seine Bücher sind zuverlässige Gefährten. Er mag ein gefährlicher Kampfhahn sein – doch er kämpft nobel für ein nobles Ziel: für christliche Humanität.

Klassisch – Gegenklassisch

(Geistige Strömungen in der modernen Kunstbetrachtung)

Der Mensch hat an Ansehen in seiner Welt verloren. Das erfährt man auch auf dem Kunstbuchmarkt. Immer mehr Werke erscheinen, die das klassische Ideal, das Menschenbild der Harmonie und Größe, zugunsten des Primitiven, Labilen und Deformierten abwerten.

Voraussetzungen

Joachim Winkelmann zog die Vorhänge seines Wagens zu, als er 1760 über die Alpen reiste. Die Abgründe schreckten ihn. Er konnte den Anblick der Granitblöcke am St. Gotthard nicht ertragen. Sein Geist suchte eine schönere Welt. Er wartete auf die süßen Former Italiens. Die Kunst der Griechen und Römer liebte der große Vater der Archäologie. Denn nur diese Kunst schien sein Ideal von «edler Einfachheit und stiller Größe» zu verwirklichen. Seine Ausgrabungen in Pompeji, seine idealen Gedanken und Kunst der Folge haben Epoche gemacht. Sie brachten den Klassizismus.¹

Allein man entdeckte bald, daß dem Klassizismus die volle Wirklichkeit fehlte. Die Gipsabgüsse der Glyptotheken waren tot und die Blässe des Gedankens verriet sich in den zeitgenössischen Werken.

Der Historizismus der Folgezeit vermochte das fehlende Leben auch nicht zu ersetzen: «Der Kunstjünger durchläuft die Welt, stopft sein Herbarium voll mit wohl aufgeklebten Durchzeichnungen aller Art und geht getrost nach Hause in der frohen Erwartung, daß die Bestellung einer Walhalla à la Parthenon, einer Basilika à la Monreale, eines Boudoirs à la Pompeji, eines Palastes à la Pitti, einer byzantinischen Kirche oder gar eines Bazars in türkischem Geschmack nicht lange ausbleiben könne ...», schreibt Semper schon 1834. Die Künstler der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts suchten deshalb eigene Wege. «Der grobe Irrtum ist das Griechische, so schön es sein mag», meinte Gauguin. Er bevorzugte Polynesien, die Formen der Ägypter und die Herbheit bretonischer Volkskunst. Das Japanische lockte van Gogh und die Impressionisten. Der frühe Picasso ließ sich mit einem Großteil seiner Generation von der Negerkunst anregen.

Das Primitive, das Archaische, der Ursprung allein galten. Das Götterbild von Sais schien entschleiert. Was die Welt aber aus diesen Bildern anblickte, war nur zu oft das Grauen; jener Abgrund, vor dem Winkelmann die Vorhänge herabgezogen hatte.

Noch ein anderes war mit dieser geistigen Wende erreicht: Die Kunst erhielt plötzlich wieder magischen Charakter. Weltanschauliche Kämpfe wurden in Bildern ausgefochten. Die zahllosen Bilderbücher, ihre intensiven Farben, ihre reizvollen Details und die kunstwissenschaftlichen Theorien, die man dort findet, sind bis auf den heutigen Tag das Feld, auf dem sich eine große Auseinandersetzung vollzieht: der Kampf um das Menschenbild der Moderne.

Neue Normen

Die Arena, in der diese Kämpfe ausgefochten werden, ist merkwürdig genug. Sie ist ästhetisch. Geschmackvoll sind die Bilderbücher, elegant die Diktion – aber scharf der Kampf. Scharf und seltsam unverbindlich zugleich.

Das Primitive

Als Goethe und Winkelmann, Burckhardt und selbst Wölfflin und Warburg noch den Geist der Zeit bestimmten, galt

¹ S. Giedion: Architektur und Gemeinschaft. Hamburg 1956 (S. 56).

alles Primitive, Mittelalterliche und Byzantinische als gebunden und hörig. Heute hält man Raffael für oberflächlich und Leonardo für gräßlich. Man bevorzugt das Archaische. Das Byzantinische ist der Stil schlechthin. So will es André Malraux.² Der Dichter unterscheidet eine profane Kunst des fiktiven Schönen und eine sakrale Kunst des Stiles schlechthin. Die fiktive Kunst beginnt bei Praxiteles und dem Hellenismus, ersteht in der Renaissance neu und wird von den Jesuiten zur Propagandamalerei vorgetrieben. Die sakrale Kunst zeigt das Bild einer übermächtigen Stilisierung. Wir finden sie im Negroiden genau so wie im Archaischen und Romanischen und später bei Cézanne. «Der Stil aller großen religiösen Kunst ist nicht eine Weise, die Dinge zu sehen, sondern das Mittel, sie in ein Heiliges zu fügen» (S. 148). «Der Kunst war eine Aufgabe höher als alle anderen gestellt: ein Liniensystem auszuarbeiten, um den Menschen damit dem Stande des Menschseins zu entreißen, ihm Zugang zum Stande des Heiligseins zu eröffnen» (S. 147).

Bei aller Anerkennung einer neuen Geistigkeit, die beachtliche Gedanken zutage fördert, scheint sich im letzten Satz der Ästhetizismus und Formalismus zu überschlagen. Das Religiöse bedeutet Bindung und das Heilige offenbart sich. Mit einem Liniensystem dem Menschen den Zugang zum Heiligsein eröffnen zu wollen, ist schlechterdings unmöglich. Wo in der alten oder primitiven Kunst Bilder den Zugang zu religiösen Welten eröffnen, war die Überzeugung, der Glaube vor dem Bild. Das Heilige schuf das Bild. Das Liniensystem bringt nicht das Sakrale. Ob ein Kunstwerk sakral ist oder nicht, entscheidet nicht der Stil der Zeit. Ein klassisches Werk kann durchaus religiösen Charakter besitzen. Phidias ist sicher einer der größten Meister sakraler Kunst. Auch Praxiteles kann man sakrale Elemente nicht abprechen. Der Pergamonaltar im zweiten Jahrhundert vor Christus bedeutet einen Höhepunkt religiöser Kunst. Eine große Auffassung des Mythos gewinnt in ihm sakrale Gestalt. Ebenso kann ein primitives Werk sakral sein, namentlich wenn es sich um die Pseudoarchaik mancher Modernen handelt.

In dieser nachgemachten Archaik zeichnet sich eine weitere künstlerische Zeiterscheinung ab:

Der Manierismus

Die moderne Kunst leidet an ihm wie an einer Krankheit. Es ist ein Krebs mit vielen Metastasen, der sie fast das Leben kostet.

Da hat vor einigen Jahren Kandinsky die abstrakte Malerei erfunden. Unter großen Anstrengungen kämpfte er für das Geistige in der Kunst. Kaum waren ein paar Jahre verstrichen, malte jedermann abstrakt. Eine Sintflut von gegenstandslosen Bildern überschwemmt unsere Ausstellungen. Allein man hat den Eindruck, es ist Kunst aus zweiter Hand. Jedermann wollte zeigen, daß er modern ist und die neue Manier beherrscht. Ähnlich ging es dem Surrealismus. Die Unzahl der surrealistischen Bilder steht oft unter dem Niveau von St-Sulpice. Man hat den Begriff Gehirnkitsch dafür geprägt.

Und Picasso? Auch er hat zahllose Nachbeter gefunden. Es gibt also heute eine unangenehme Krankheit unter den Kunstproduzenten, den Manierismus.

Deshalb scheint es reizvoll, die Beziehungen zu der Epoche herzustellen, die diesen Namen in die Kunstgeschichte eingeführt hat, zu der Kunst zwischen Renaissance und Barock. Das tut Gustav René Hocke in seinem aufregenden Werk:

² A. Malraux: Psychologie der Kunst. Das imaginäre Museum. Baden-Baden 1947 (S. 53).

«Die Welt als Labyrinth. Manier und Manie in der europäischen Kunst» (Rowohlt-Verlag, Hamburg 1957). Die bestimmenden Elemente dieser Kunst sind nach Hocke ihre Labilität, Desintegration, Magie und Mystik, Deformation und Gespaltenheit. Ein reiches Material ist zusammengetragen. Tiefe Einsichten werden vermittelt. Allerdings werden dann Perspektiven und Vergleiche zur Moderne gezogen, die weit über das zulässige Maß hinausgehen. Die Bildauswahl bietet ein wahres Raritätenkabinett von Abnormitäten und Merkwürdigkeiten. Diese Abnormitäten sind also da; aber die Auswahl ist einseitig und verfälscht das Bild der Epoche. Das Jüngste Gericht von Michelangelo zum Beispiel kennt auch Totenschädel und Skelette. Im Gesamten der Komposition aber sind diese jedoch kaum zu bemerken. Stellt der Lichtbildausschnitt sie aber eigens heraus, so kann man sie sogar mit Clericis «Großer Beichte von Palermo» (Rokokodame beichtet Kapuzinerskelett) vergleichen, wie es Hocke tut. Tatsächlich haben Michelangelos Jüngstes Gericht in der Sixtina und Clericis «Große Beichte» so gut wie nichts miteinander gemein.

Des Makabren ist kein Ende. Wie mußte sich Hocke mühen, Bernini und Rembrandt an den Rand oder über diesen Hexenkessel hinaus zu halten, denn sie gehörten an sich – der Verfasser setzt den Manierismus von 1550 bis 1650 – noch tief hinein.

So wird Manierismus zum Schluß eine Haltung und ein Lebensgefühl, dessen Ansätze übrigens auch bei Leonardo und Raffael sichtbar werden, und dessen breite Entfaltung wir heute erleben. Aus der kunstgeschichtlichen Epoche wird eine künstlerische Haltung. Aus der künstlerischen Haltung entsteht eine Philosophie und endlich auch eine Theologie. «Der ‚Klassist‘ stellt Gott in seiner Essenz, der ‚Manierist‘ Gott in seiner Existenz dar» (S. 216). Auch in den Mysterien der katholischen Kirche weiß der Autor großartigste manieristische Ausdruckszwänge im Sinne des echten christlichen Ärgernisses geborgen.

Ob allerdings sein Vorschlag an die päpstliche Kurie, die Appartements mit Fresken von Miro und Ernst, Leger und Afro auszuschmücken, Erfolg haben wird, bleibt abzuwarten (S. 217).

Man braucht die Psychologie nicht mehr heranzuziehen, um unsere Labilität aufzuzeigen. Die Brüchigkeit des geistigen Gefüges der Moderne ist allen bekannt. Unsere Vorliebe für verwandte Epochen mag uns deren Werte aufzeigen. Jedoch sollte man sich auch hier vor Verzeichnungen hüten. Das Gesunde, Heile und die Harmonie nehmen auch im Menschenbild des Manierismus einen breiteren Raum ein, als es nach diesem Buch den Anschein hat.

Das Gegenklassische

Ein anderes Werk läßt die kunstgeschichtliche Epocheneinteilung, nach der die Zeit von 1500–1530 der Klassik und Renaissance vorbehalten ist, ganz fahren und findet auch in dieser Zeit gegenklassische Malerei. «Grünewald, Meister gegenklassischer Malerei», heißt das Buch, in dem Adolf Max Vogt seine Beobachtungen veröffentlicht.³

Der Grundansatz der Analyse ist nicht neu, und die Beobachtungen des Verfassers erfolgen weithin zu Recht. Das Expressive, die Bedeutung der Deformation bei Grünewald hat schon Schmid erkannt und nach ihm Zülch und viele andere. Vogt aber macht eine Weltanschauung daraus und zum Schluß ebenso eine Theologie.

Es sei hier zunächst die konfessionelle Frage ausgeklammert. Ob Grünewald sich Luther und dem Protestantismus letztlich zugewandt und der alten Kirche den Rücken gekehrt hat, ist nicht entschieden. Zülch vertritt diese Meinung, aber sie ist durchaus nicht allgemein angenommen.

Fragt man dagegen, ob der Isenheimer Altar ein protestan-

tisches Altarwerk ist, so wird man diese Frage wohl kaum bejahen können. Schon die theologische Anleitung durch den sizilianischen Antoniterpräzeptor Guersi läßt diesem Gedanken wenig Raum. Die Ikonographie mit den vielen Madonnen und Heiligen, mit dem Rosenkranz in der Hand des hl. Antonius und den Visionen der hl. Brigitte als inhaltliche Grundlage bieten wenig Ansatz für ein Bekenntniswerk des neuen Glaubens. Die innere Aufgewühltheit des Künstlers aber, die Tiefe seiner religiösen Erfahrungen ist nicht die Eigenheit einer bestimmten Konfession, sondern Charakter einer Person und ihre seelische Sonderart.

Die Kunst Grünewalds ist nun für Vogt eine Umschreibung des ganz Anderen. Vogt nimmt die expressive Natur, die Formengesetzlichkeit, die wir Stil nennen, gleichwertig für theologische Phänomene. Hier liegt auch die Problematik dieses Buches. Gerade der Protestant Karl Barth, der Theologe des ganz Anderen, hat in der Auseinandersetzung um die Basler Münterscheiben geschrieben: «Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber, das ist das Bild, in dem Gott sich selbst zu erkennen gegeben hat. Es ist eben deshalb in keinem von menschlichem Fühlen und Denken entworfenen und durch menschliche Erfindung und Kunst herzustellenden Abbild wiederzugeben» («Basler Nachrichten», 22. 1. 1952).

Hintergründe und Ausblicke

Die Berichte zeigen deutlich, daß die Moderne das Klassische zu Gunsten eines Gegenklassischen zurücktreten läßt. Es sind dabei durchaus berechtigte und große Kräfte am Werk. Allerdings gefährden die Autoren ihr Anliegen oft durch ihre illegalen Grenzüberschreitungen ins Weltanschauliche und in die Theologie. Dieser Schritt ist berechtigt, sollte sich jedoch in den richtigen Grenzen vollziehen. Man will jene unbändigbaren Gewalten zu Wort kommen lassen, die eine Salonkunst des 19. Jahrhunderts verdeckte. Vielleicht vergißt man aber bei diesem Unternehmen, daß wir das Klassische allzu sehr durch die Brille dieser Zeit sehen. Die edle Einfachheit und stille Größe ist nicht Phidias. Das Oberflächliche ist nicht Raffael und Leonardo. Hauser faßt diese Sicht der Renaissance eindeutig zusammen:

«In dem sensualistischen Begriff der Renaissance verknüpft sich Amoralismus und Ästhetizismus in einer Weise, die wieder eher in der Psychologie des 19. Jahrhunderts als in der Renaissance begründet war. Die ästhetische Weltanschauung des romantischen Zeitalters erschöpfte sich keineswegs in einem Kult der Kunst und des Künstlers, sie brachte vielmehr eine Neuorientierung aller Lebensfragen nach ästhetischen Maßstäben mit sich. Alle Realität wurde für sie zum Substrat eines künstlerischen Erlebnisses und das Leben selbst zu einem Kunstwerk, in dem jeder Faktor nur ein sinnlicher Stimulus war. Die Sünder, Tyrannen und Bösewichter der Renaissance erschienen ihr als große, malerisch eindrucksvolle Figuren – die passenden Protagonisten zum farbenreichen Hintergrund der Zeit. Die Generation, die schönheitstrunken und todessüchtig, mit Weinlaub im Haar sterben wollte, war gern bereit, einer historischen Epoche, die sich in Gold und Purpur hüllte, die das Leben in ein prunkvolles Fest verwandelte und in der, wie man glauben wollte, auch das einfache Volk sich für die exquisitesten Werke der Kunst begeisterte, alles zu verzeihen. Diesem Traum von Ästheten entsprach die historische Wirklichkeit freilich ebenso wenig wie dem Bild des Übermenschen in Tyrannengestalt. Die Renaissance war hart und nüchtern, sachlich und unromantisch; sie war von dem Spätmittelalter auch in dieser Hinsicht nicht allzu verschieden.»⁴

Auch für die Kunstauffassung Wölfflins liegen ähnliche Korrekturen vor:

³ Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart, 1957, 200 Seiten, 8 Farbtafeln, 47 schwarz-weiße Bilder und 23 Bildskizzen. Leinen Fr. 46.60/DM 45.—.

⁴ A. Hauser: Sozialgeschichte der Kunst und Literatur, München 1953, I. Band (S. 285).

«Aus eben diesem Grund der Beschränkung auf das rein Ästhetische öffnet Wölflins Betrachtungsweise auch keinen Zugang zur Kunst des Mittelalters ... Es wäre interessant und nötig, den Ursachen dieser Verkennung der Bedeutung Frankreichs bei Wölflin einmal genauer nachzugehen – man müßte da über Jakob Burckhardt, die deutschen Romantiker und Goethe bis auf Winkelmann zurückgreifen. Auch Wölflins Teilnahme an lebenden Künstlern galt vorzugsweise dem deutschen Kunstbereich: der Bildhauer Adolf von Hildebrandt, Hans von Marées, Arnold Böcklin galten ihm als die Größten, und die italienische Hochrenaissance mit Raffael als Mittel- und

Gipfelpunkt stand seinem Herzen am nächsten – über die ‚Primitiven‘ fallen kühle Urteile.»⁵

Es scheint also, als sähen wir in diesen Kämpfen gegen das Klassische noch einen Abglanz der Leitbilder der Vergangenheit. Man möchte sich von ihrem Zwang befreien. *Aber wir wollen über den großen und notwendigen Anregungen der hier erwähnten Autoren nicht den ganzen Menschen vergessen, zu dem auch das Klassische gehört.* Seine Größe und Harmonie für eine labile Zeit neu und tiefer zu entdecken bleibt uns als Aufgabe. H. Schade

⁵ Peter Meyer in «Neue Zürcher Zeitung», Samstag, 17. August 1957, Blatt 8.

Zur französischen Krise

Frankreich wird heute in der gesamten Weltpresse scharf kritisiert. Am schärfsten in – Frankreich selbst. Gleichzeitig kann man in den französischen Zeitungen und Zeitschriften die besten Artikel über das lesen, was man tun müsse und solle. Was nicht hindert, daß ein Ministerium nach dem andern gestürzt wird, der Staat vor dem Bankrott steht, in den wichtigsten Sitzungen der UNO Frankreich abwesend ist – tant pis! –, in Algerien fortgesetzt «Rebellen» getötet werden und im übrigen das Problem mit einem «on verra» beiseite geschoben wurde. Hauptsache ist, daß man sich zuerst gegenseitig einmal tüchtig die Meinung sagt, daß man von dieser oder jener «Richtung» nichts wissen will, ganz zu schweigen von dieser oder jener Person, die überhaupt nicht in Frage komme.

Woran liegt das? An etwas sehr Einfachem und gleichzeitig sehr schwer zu Lösendem. Das Einfache und damit Natürliche ist, daß der Franzose – Franzose bleiben will, ja das instinktive Gefühl hat, die westliche Zivilisation allein retten zu können, wodurch sich von selbst das Schwierige ergibt. Also wieder die alte gallische Eitelkeit, die wie ihr Sinnbild, der Hahn, mit geschwelltem rotem Kamm seine Bedeutung stolz in die Welt hinauskräht? Sie fehlt nicht, namentlich bei jenen, die sich oft allzu selbstgefällig als die «Führer» der Nation betrachten. Sie glauben, es handle sich nur um eine der vielen Regierungskrisen, oder um eine Änderung dieses oder jenes Paragraphen der Verfassung. Und doch ist dies alles nur die Folge einer viel tieferliegenden Ursache.

Ein Gebiet, das mit der Politik und den Parteien nichts zu tun hat, zeigt dies deutlich: das religiöse und kirchliche. Auch in diesem fehlt es nicht an Krisen. Sie werden nicht durch einen immer schwächer werdenden Glauben hervorgerufen, sondern, paradoxerweise, durch ein Mehr an Glauben. Aber wie auf dem politischen, ja auf allen anderen Gebieten, stößt sich dieses Mehr an einem erstarrten Integritismus oder Konservatismus, an einer Furcht, sich einer neuen, noch unausgegorenen Welt zu stark anzupassen, beziehungsweise die Schätze der alten Welt und Zivilisation zu verlieren. Kurz: in Frankreich stehen heute in jeder Beziehung tausend Jahre Tradition und damit ein seelischer Fundus einer Welt gegenüber, die an sich nicht nur jeden seelischen Fundus entbehrt, sondern den, der noch vorhanden ist, zu ersticken droht. Schärfer ausgedrückt: Die Seele erhebt sich gegen den Mechanismus; das Organische gegen die Organisation; das Individualistische gegen das Kollektivistische. Und keine andere Nation wird dadurch so bis in ihre Grundfesten erschüttert wie diejenige, die schon einmal, in einer bis zur Raserei gehenden Revolution, eine in Degeneration verfallene Organisation zusammenschlug und aus dem daraus entstandenen Blutbad die Menschenrechte proklamierte. Obwohl diese ohne das «Liebe deinen Nächsten...» waren, hatten sie doch dieselbe Wurzel: das Christentum und die durch die Kirche neuent-

deckte und verarbeitete antike Humanität, d. h. in jener Zivilisation, die heute durch den Kollektivismus und den Totalitarismus bedroht ist. Denn, machen wir uns nichts vor: außer vielleicht der englischen Nation ist heute jede Großmacht, soweit sie nicht schon totalitär ist, auf dem Weg dazu. Selbst das in der modernen Demokratie liegende Mehrheitsprinzip führt zu einer neuen Art von Diktatur, wobei von der Zusammenballung der wirtschaftlichen Kräfte und der Jagd nach den ihnen notwendigen alten und neuen Rohstoffen ganz abgesehen werden kann. Wäre dem nicht so, dann würde der Dollar, wie die allgemeine finanzielle Abhängigkeit von ihm, nicht so oft die «Politik» ersetzt oder zum mindesten stark beeinflußt haben. Die wirkliche, also natürliche Generosität des Amerikaners wurde dadurch vielen Mißdeutungen ausgesetzt.

*

Der heutige Wirrwarr in Frankreich kann nur von hier und dem letzten Weltkrieg verstanden werden. Während und in der ersten Zeit nach dem Krieg zeigte sich in Frankreich ein Erneuerungswille, der aus der tiefsten Wurzel der «Persönlichkeit» Frankreichs kam. «La France est une personnalité», sagte Jules Michelet. Daß dem so war, erwiesen die Widerstandskämpfer während des Krieges. Wer diese Trupps, wie ich, in den Bergen gesehen und sich mit ihnen unterhalten hat; wer erlebte, wie in den kleinen Städtchen und Dörfern ohne die geringste «Organisation» ein Informationsdienst von der kleinsten Bewegung des Feindes sofort alle, besonders die sich in Gefahr befindlichen Personen (Fremde und Juden nicht ausgenommen) benachrichtigte, damit sie «verschwinden» konnten; wer die oft rührende Hingabe und Hilfe, die fast immer mit großer Gefahr verbunden waren, beobachtete und dabei feststellte, daß dies alles ohne Befehl, ohne eine von irgendeiner Stelle auferlegte Disziplin erfolgte, der wußte, daß hier die Nation als eine im Innersten einige Person handelte, von der General de Gaulle letzten Endes nur das reine, sichtbare Symbol war. In dieser Zeit wurde über die Erneuerung Frankreichs gewiß auch oft leidenschaftlich debattiert, aber abseits jedes engen Parteistandpunktes. Die Menschen hatten im andern wieder die «Person» entdeckt und es war die Achtung vor ihr, die sie alle mit der Persönlichkeit Frankreichs verband.

Wieso konnte sich das alles wieder bis zur Unkenntlichkeit entzweien? Eine wesentliche Rolle spielte dabei ein Charakterzug des Franzosen: jeder Franzose fühlt sich als eine in sich geschlossene Person, die Achtung verlangt. Das zeigt sich schon im kleinsten: Die Frau des Concierge, die Kellnerin, der Hoffeger, der Arbeiter, sie alle werden mit Madame, Monsieur, Mademoiselle genau so angesprochen wie der Brotgeber oder der mächtige Staatsmann. Dieser persönliche Charakter wird indes sofort zur Explosivgewalt, wenn ihm eine ihn überwältigende Gemeinschaft, in der sich jede einzelne Person wieder

erkennen kann, fehlt. In früheren Jahrhunderten war es der gemeinsame, religiöse, christliche Glaube und seine Kirche. Auf ihrem Webstuhl schuf dann der Staat mit dem Volk zusammen die Gemeinschaft der Nation, in deren Senat die grossen Toten des Volkes ihre gewichtige Stimme erhoben, so daß sich die Gegenwart niemals von der Vergangenheit trennte und ihr seelischer Fundus immer reicher wurde. So wurde das Volk von jeher durch ein über ihm liegendes seelisch-geistiges Ideal «diszipliniert», blieb aber ständig kritisch gegenüber jeder mechanischen Organisation. Selbst die heutigen politischen Parteien geben davon Zeugnis: unter ihren 5 bis 6 Millionen Wählern zählt jede Partei höchstens einige hunderttausend Mitglieder, die disziplinierteste, kommunistische, Partei nicht ausgenommen. Der Franzose läßt sich nicht «organisieren».

Die Kirche, der religiöse Glaube, können heute nicht mehr diese überwölbende Gemeinschaft bilden. Die Nation, oder anders ausgedrückt «La France éternelle»? Wir haben gesehen, daß sie im Widerstandskampf lebte. Aber nach der siegenden, nationalen Kraft, die, de facto, in einem staatenlosen Vakuum handelte, kam für diese Menschen etwas völlig Unerwartetes: sie mußten sich im Siege – beugen! Nicht vor dem Feind, sondern vor dem Freund, dem Alliierten. Sie wurden, wenn auch oft widerwillig, wohl in die Siegergruppe aufgenommen, aber nicht als gleich betrachtet. Ausgeschlossen von den großen Verhandlungen über die zukünftige Ordnung der Welt – vor allem in Yalta, aber auch bis zu einem gewissen Grad in Nordafrika, vor dem Trümmerhaufen ihres Landes stehend und der ihrer Maschinen beraubten industriellen Werke – und dies zum zweitenmal innert 25 Jahren –, um jedes Mitspracherecht kämpfend, kurz: völlig abhängig von einer Macht, die noch 1914 zu Frankreichs Schuldnern zählte und die zu dem «La France, une personnalité» keinen Zugang hatte. Alles dies konnte nur eine Folge haben: eine grenzenlose Enttäuschung und eine Entkoppelung aller persönlichen, materiellen Wünsche, von denen auch die alten Parteien nun wieder die ihrigen zur Geltung brachten. Daran konnte auch die Einsicht in die Fehler der III. Republik, die durch die Verheerungen des Landes bezahlt worden waren, nichts ändern. Die Abdankung des Befreiers, General de Gaulle, des bisherigen reinen Symbols von «La France éternelle», war lediglich der Ausdruck der Niederlage eines um jede Illusion gebrachten Siegers. Und die «Beförderung» des Volkes, das in der Nationalversammlung durch seine Vertreter de facto zur Exekutive und Legislative zugleich wurde, so daß die von jeher geforderten getrennten Gewalten ineinander verschwommen, bedeutete um so mehr die Stabilisierung allen Wirrwarrs, als die Riesenprobleme, vor denen die Abgeordneten standen, die größte Sachkenntnis und die klarste Führung verlangten.

*

Ein weiteres Problem – das wirtschaftliche – verschärfte die Lage, trug aber gleichzeitig dazu bei, das «ewige Frankreich» in seinen Wurzeln zu festigen. Oft wurde das «deutsche Wirtschaftswunder» Frankreich vorwurfsvoll als Beispiel vor Augen geführt. Ein Vergleich führt hier in die Irre. In den Regionen, die Frankreich in der ganzen Welt als große Industriemacht bekannt und teilweise berühmt gemacht haben, also im Norden und Osten, in der auf ihrer Kohle aufgebauten Schwerindustrie, ferner in den um Paris und andere Großstädte herumliegenden verarbeitenden Industrien, wie Motoren, Autos, Flugzeuge, Werkzeuge, Feinmechanik, Schiffsbau usw., steht der Wiederaufbau demjenigen Deutschlands weder an Quantität noch Qualität in nichts nach. Auch dort, wo Frankreich von jeher führend war: in der Mode, im Kunsthandwerk, wie überhaupt in der Kunst, hat es seinen Rang behalten und erweitert. Kurz, die Arbeitsfähigkeit und Geschicklichkeit, der Wille zum Modernisieren erwiesen sich auch im Frankreich der Nachkriegsjahre intakt.

Etwas ganz anderes ist es hinsichtlich der unzähligen Klein- und Mittelbetriebe, und dies sowohl der industriellen wie der landwirtschaftlichen. Wer sie vom Standpunkt ihrer Arbeitsmethoden und Arbeitswerkzeuge betrachtet, muß sagen, daß sie zu einem erheblichen Teil rückständig sind. Nur – ist dieser rein betriebswirtschaftliche Standpunkt der allein maßgebende? Man wird bei der Beurteilung eines nicht aus dem Gedächtnis verlieren dürfen: nichts ist französischer, als diese scheinbar zum Tode verurteilten Klein- und Mittelbetriebe. Hier lebt noch die französische Person; hier ist der Chef noch Patron; hier ist der Arbeiter noch Besitzer, sei es eines kleinen Landgutes, sei es eines Häuschens mit Garten und einem Schwein; hier ist noch der Dialog möglich, und das Schwergeschütz der Unternehmerverbände wie der Gewerkschaften wird hier selten aufgeföhren. Hier, wo man noch irgendwie mit der Natur verbunden ist und der Asphalt die steinigen Landwege ungangbar machen würde, ist man noch Mensch! Oh, sehr bescheiden, nicht selten ärmlich! Der Vertreter des modernen Komforts ist vielleicht ein einsamer Korbsessel; die Toiletten sind links um die Hausecke; man wäscht sich an der Quelle – wenn es eine hat –, aber der Mann in Hemd und Hose, der da eben aus dem Keller mit einer Flasche Wein kommt, ist ein «Monsieur», und die Frau, die dort das Schwein füttert, ist eine «Madame», und die beiden wollen gar nichts anderes als ihr Brot, ihren Wein und ihr Schwein.

Das gleiche auf den unzähligen kleinen und mittleren Bauerngütern. Man kann zehn, vielleicht zwanzig solcher Besitztümer zusammenfassen, wenn man einem Traktor Arbeit geben will. Und dann noch! Wer hier von modernisieren oder gar amerikanisieren spricht, vergißt, warum die französische Küche die erste in der Welt ist; vergißt, warum es auf den Speisekarten von London – um nur diese zu nennen – nicht einfach heißt «grüne Bohnen», oder «Erbsen», oder «Salat», sondern das Wort «französisch» hinzugefügt wird; vergißt die Weltstellung der französischen Weine und Liköre usw. Ihre ersten Qualitäten beruhen nicht nur auf dem günstigen Boden oder Klima, sondern vor allem auf dieser Kleinarbeit eines Landwirtes, der seinen Betrieb noch allein überschauen kann, der weiß, wie man dem Boden und der Sonne zu Hilfe kommen muß, kurz, der noch hegt und pflegt. Die Maschine, der künstliche Dünger, sie schaffen das nicht; ihr Ergebnis ist Durchschnittsware.

Dies alles soll nicht sagen, daß, ohne das Gefüge zu zerstören, auch hier noch manches modernisiert und wirtschaftlich besser ausgenutzt werden könnte. Die Schutzzölle der III. Republik haben da allzu lange über schwere Versäumnisse hinweggetäuscht. Aber es soll sagen, daß in diesem Bezirk, gerade wegen der Verfehlungen des Staates, jede Art von Modernisierung der Staatshilfe bedarf. Man denke an die Zehntausende von Gemeinden ohne Kanalisation, d.h. ohne Trinkwasser, an die ungenügenden Überlandzentralen für die ins Land gebetteten Industrie-Unternehmen, an die Kinder, die man zwingt, oft kilometerweise zur nächsten Schule zu gehen usw. Man denke aber auch an einen archaischen Verteilungsapparat zwischen Produzenten und Konsumenten, der zum großen Teil in sich selbst zusammenfallen würde, wenn die immer wieder versprochene Finanz- und Steuerreform endlich Tatsache würde. Und man vergesse eines nicht: dass die Zeit, da sich erweisen wird, daß gerade für diese Art von dezentralisierten Klein- und Mittelbetrieben, die für Frankreich im Augenblick durch eine jahrzehntelange falsche und zu bequeme Wirtschaftspolitik eine Last sind, nicht mehr ferne ist, wo sie die modernste der modernen Wirtschaft sein wird. Denn sie allein ist nicht durch den Druck auf irgendeinen Knopf stillzulegen; sie allein kann unter Umständen sogar der Atombombe entgehen; sie allein kennt nicht die «Masse Mensch», sondern nur den Menschen, der allein, als Ebenbild Gottes, die schöpferische Kraft ist und bleibt.

Wer von der Selbsterkenntnis, damit von der Menschenkenntnis und der des Volkes ausgeht, weiß, daß das Volk die Probleme nicht durchdenkt, noch durchdenken kann, wohl aber um so sicherer erföhlt, je weniger man versucht, sie ihm intellektuell zu erklären. Ein Volk ist letzten Endes nie einem «...ismus» unterworfen, weshalb auch so manche Staatsmänner und Politiker oft erstaunt sind, wenn es ihre wohldurchdachten Vorschläge ablehnt. Es gibt nur die Richtung an, in der es die Probleme gelöst wissen will.

Angesichts der verwirrten Politiker schweigt das Volk Frankreichs. Es entspricht nicht den Tatsachen, wenn diese immer wieder proklamieren – und natürlich jeder von seinem Parteistandpunkt aus –, daß das Volk diese oder jene Entscheidung verlange. Das Volk schweigt und geht seiner Arbeit nach. Wo es redet, ist seine Sprache christlich oder human. Wo es eine Lösung will, ist es diejenige des «France éternelle»: die humane. So in der algerischen Frage, wo immer größere, der reinen Politik nicht unterstehende Verbände, wie die christlichen oder sozialistischen Gewerkschaften, wie viele Vertreter der französischen Humanität, wie viele zurückgekommene hohe und «niedere» Militärs und nicht zuletzt die Kirche und ihre Gläubigen selbst, von einer Gewaltlösung nichts wissen wollen und sich gegen jede Art von Vergewaltigung auflehnen. Die immer leidenschaftlicher gestellten sozialen Forderungen, die nicht nur von den Arbeitern gestellt werden, sondern auch von den Bauern oder Beamten, sind zu einem nicht unwesentlichen Teil nichts anderes als das Druckmittel, das diesen humanen Wünschen Nachdruck verleiht.

Und hier muß ein Wort über die Kirche gesagt werden. Ich sprach auch in dieser Hinsicht von Krisen aus einem Mehr an Glauben. Gerade angesichts der verwirrenden und scheinbar ausweglosen Lage Frankreichs in den letzten Jahren wurde Frankreich wieder le pays de mission. Kirchlich-dogmatisch gesehen mußte z. B. der kühne Versuch der Arbeiterpriester gewiß abgebrochen und auf neue Geleise gebracht werden,

aber man wird darüber nicht den gewaltigen psychologischen Erfolg dieser ihrer Tätigkeit vergessen dürfen. Wenn in einer Stadt wie Marseille die Arbeit von Tausenden von Dockern niedergelegt wurde, weil ein solcher Arbeiterpriester durch Unfall den Tod bei seiner Dockerarbeit fand, und fast die ganze Stadt ehrfurchtsvoll auf den Trottoirs stand, als sein Sarg zur letzten Ruhestätte gefahren wurde, dann zeigte dies nicht nur die Wirkung, die von einer reinen Mission ausgehen kann, sondern auch, daß das ewige Frankreich noch lebt! Gerade diese missionierende Arbeit der Kirche und ihrer Laienorganisationen, der Jocisten, der Studentenverbände und vieler anderer, diese Arbeit, die nicht die Konversion an die Spitze stellte, sondern die Umwandlung des Denkens, des Handelns, der Haltung in allen ihren moralischen Aspekten, trug und trägt Enormes bei, um verschüttete Quellen wieder zum fließen zu bringen und Frankreich von innen heraus zu erneuern und zu «modernisieren». Daß im Eifer bei dieser Arbeit Grenzen verwischt wurden und die Kirche als solche oft in Gefahr geriet, für die Überschreitungen einzelner verantwortlich gemacht zu werden, schuf diese Krisen ebenso, wie das Hinübergleiten der Missionsarbeit auf das politische Gebiet, von dem sich die Kirche fernzuhalten hatte. Wesentlich aber ist und bleibt, daß verschlossene Türen wieder aufgeschlossen wurden, taube Ohren wieder zu hören begannen und daß von unten, von der Basis, das Bewußtsein dessen, was Frankreich der Welt bedeutet, wieder lebendig wurde.

Sicher ist eines: Frankreich, so zerrissen es heute scheint und so sehr sein parlamentarisches System auch blockiert ist, wird sich wiederfinden, selbst wenn es dabei etwas ungemütlich zugehen sollte. Denn wo das traditionelle und geistige Element noch so stark arbeitet wie in diesem Land, von dem wieder einer seiner jüngsten Vertreter, Albert Camus, – der dazu noch ein «algerischer» Franzose ist – den Nobelpreis erhielt, ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß selbst manche politische Kreise zur Vernunft kommen. *Hans Schwann*

Ex urbe et orbe

Ein Papstwort zur Mode

Am vergangenen 8. November hielt Papst Pius XII. vor den Teilnehmern und Teilnehmerinnen des 1. Internationalen Kongresses der Haute Couture eine Ansprache, die man als einen kleinen christlichen Traktat über die Mode bezeichnen könnte. Seine Ausführungen erhielten ihre besondere Prägung durch die Tatsache, daß dieser Kongreß von der «Unione Latina di Alta Moda» organisiert worden war, deren statutarischen Ziele – nach den Worten des Papstes – «aus einer umfassenden Sicht des komplexen Problems der Mode, besonders aber aus der festen Überzeugung ihrer moralischen Verantwortung stammen». Ein solches berufliches Verantwortungsbewußtsein liegt ja ganz auf der Ebene des päpstlichen Lieblingsgedankens einer christlichen Durchdringung der gesamten Welt, eines weitgefaßten Apostolates der Laien, das in einem christlich verantworteten Berufsleben echte Verwirklichung findet. – Im folgenden finden unsere Leser die Hauptgedanken dieser wertvollen Papstansprache skizziert und zusammengefaßt.

Die Mode im Dienste der menschlichen Schönheit

1. Die Mode, verstanden als Kleidermode, und mit ihr die Modeschaffenden antworten auf das ursprüngliche Schmuckbedürfnis des Menschen. Denn zur unmittelbaren Zweckbestimmung der Kleidung gehört nicht bloß der Schutz für die körperliche Gesundheit und die Pflege des natürlichen Schamgefühls, sondern gleichzeitig und in enger Abhängigkeit von diesen Funktionen, mit denselben Mitteln, deren sich diese bedienen, auch die Aufgabe, «dem angebornen, von der Frau stärker

gefühlten Bedürfnis, die Schönheit und Würde der Person zur Geltung zu bringen», zu entsprechen. «Die Neigung zum Schmücken der eigenen Person entspringt offenkundig der Natur und ist deshalb berechtigt.»

«Abgesehen davon, daß man zur Kleidung Zuflucht nimmt, um körperliche Mängel zu verbergen, fordert die Jugend von der Kleidung jenen Glanzeffekt, der das fröhliche Thema des Lebensfrühlings besingt und in Harmonie mit den Regeln der Schamhaftigkeit die psychologischen Voraussetzungen fördert, die zur Gründung neuer Familien notwendig sind; das reife Alter indes erwartet von der ihm angepaßten Kleidung einen Nimbus von Würde, Ernst und heiterer Freude zu erhalten. Wo man aber die Betonung der sittlichen Schönheit der Person anstrebt, wird die Art der Kleidung immer so beschaffen sein, daß sie die körperliche Schönheit gleichsam in den strengen Schatten der Verborgenheit verschwinden läßt, um sie der Aufmerksamkeit der Sinne zu entziehen und die Betrachtung viel mehr auf den Geist zu konzentrieren.»

2. Aus der sittlichen Erlaubtheit, die körperliche Schönheit zur Geltung zu bringen, erhält auch die Mode als deren ausdrückliche Dienerin ihre innere Berechtigung. Sie verdient unsere besondere Aufmerksamkeit als ein Phänomen, das, von altersher bekannt und durch verschiedene miteinander vermischte soziale und psychologische Faktoren bedingt, heute im öffentlichen Leben eine unleugbare Macht darstellt. Ob man die Mode betrachten will als ästhetischen Ausdruck der geltenden Sitte, oder als Wunsch des Publikums, oder als Zusammenspiel verschiedener wirtschaftlicher Interessen: Sie ist mehr als nur bizarre Form. Eine vertiefte Betrachtung entdeckt in ihr den Schnittpunkt mannigfacher psychologischer und sitt-

licher Strebungen: Geschmack am Schönen, Drang nach Neuheit, Betonung der Persönlichkeit, Ablehnung der Eintönigkeit, aber ebenso auch Luxus, Ehrgeiz, Eitelkeit. Mode ist Eleganz, zugleich jedoch – und das ist ihr hervorstechendstes Merkmal – Veränderlichkeit und wird dadurch zum Ausdruck der Hast und Rastlosigkeit des modernen Lebens. Diese Unbeständigkeit der heutigen Mode erklärt sich vor allem aus drei Gründen: Aus dem begreiflichen Wunsch der Jugend, ihre eigene Lebensform zu finden, die sie sich anders und besser wünscht als die von ihren Vätern ererbte; aus dem Willen der Modeschaffenden, denen heute ungeahnte technische Möglichkeiten zur Schaffung und Propagierung stets neuer Modeformen zur Verfügung stehen; und endlich die gewaltige wirtschaftliche Bedeutung der Modeindustrie, die ungezählten Menschen, angefangen vom Modeschöpfer bis zur kleinen Näherin und Verkäuferin, den Lebensunterhalt sichert. Aber so sehr auch der wirtschaftliche Faktor die treibende Kraft der Mode bildet, deren Seele bleibt doch immer der Modeschöpfer, der im Verein mit den Häusern der Haute Couture und den Modekritikern die Modeströmungen lenkt und bestimmt, was jeweils als schön, elegant und geschmackvoll gelten soll.

3. Angesichts der vielfältigen Faktoren, die auf die Bildung einer guten oder schlechten Mode Einfluß haben,

«erscheint das Werk von technisch und christlich geschulten Personen providentiell, die sich zum Ziel gesetzt haben, zur Befreiung der Mode von nicht empfehlenswerten Tendenzen beizutragen. Von Personen, die in ihr vor allem die Kunst des Sich-zu-kleiden-wissens sehen, deren Ziel zwar zum Teil das maßvolle Hervorheben der Schönheit des menschlichen Körpers ist, das Meisterwerk der göttlichen Schöpfung, aber so, daß nicht verdunkelt, sondern vielmehr verherrlicht werde – wie der Apostelfürst sich ausdrückt – ‚der unzerstörbare Schmuck eines ruhigen und bescheidenen Geistes, der in den Augen Gottes so wertvoll ist‘ (1 Petr. 3,4).»

Die Mode als sittliches Problem

1. Auf die Frage, ob es ein sittliches Problem der Mode gebe, antwortet der Papst mit aller Klarheit. Wohl anerkennt er, daß die Mode, gleich wie die Kunst, die Wissenschaft und andere profane Tätigkeiten, zur Erreichung ihrer unmittelbaren Zwecke eine *Eigengesetzlichkeit* besitzt, «jedoch ist ihr Subjekt unveränderlich der Mensch, der nicht absehen kann von der Ausrichtung dieser Tätigkeiten auf das letzte und höchste Ziel, dem er selber wesentlich und total zugeordnet ist. Daber gibt es das sittliche Problem der Mode, und zwar nicht bloß als eine menschliche Tätigkeit im allgemeinen, sondern genauer, weil sie sich auf einer gemeinsamen Ebene oder wenigstens in nächster Nähe evidenter sittlicher Werte entfaltet, und noch mehr insofern die an sich ehrbaren Absichten der Mode mehr der Gefahr ausgesetzt sind, mit den bösen Neigungen der gefallenen Menschennatur vermischt und so in Gelegenheiten zu Sünde und Ärgeris verwandelt zu werden.»

2. Entgegen dem Anschein, den manche Sittenprediger der Vergangenheit erwecken könnten, «tadelt und verurteilt die Kirche die Mode nicht, soweit diese zum richtigen Schmuck und zur Zierde des Körpers bestimmt ist». Doch gibt es in Wirklichkeit unleugbar neben der ehrbaren Mode auch eine schamlose, die Verwirrung, wenn nicht gar Anreiz zur Sünde schafft. Doch wo beginnt im einzelnen Fall die Unehrlbarkeit? «Es ist immer schwierig, mit allgemeinen Normen die Grenzen zwischen der Ehrbarkeit und der Schamlosigkeit anzugeben, da die moralische Bewertung einer Bekleidungsform von vielen Faktoren abhängt.» Man spricht mit Recht von einer «Relativität der Mode in bezug auf Zeiten, Orte, Personen und Erziehung».

Dieses Wort des Papstes darf jedoch nicht falsch verstanden werden. Ausdrücklich hat er sich vorher gegen jede Relativierung des Schamgefühls als solchem gewandt: «Die eigenartige Ansicht, welche das Schamgefühl der Relativität dieser oder jener Erziehung zuschreibt, welche dieses gleichsam als eine Begriffsverfälschung der unschuldigen Wirklichkeit betrachtet, als ein falsches Produkt der Zivilisation und sogar als einen

Anreiz zur Unehrllichkeit und eine Quelle der Heuchelei, wird von keiner ernsthaften Überlegung gestützt.» Daneben bildet aber auch die Anerkennung der Relativität der Mode noch «keinen gültigen Grund, ‚a priori‘ auf ein moralisches Urteil über diese oder jene Mode zu verzichten, die im Augenblick die Grenzen des normalen Schamgefühls überschreitet». Denn gerade dieses «merkt es unmittelbar, wo sich die Frechheit und Verführung, die Vergötzung der Materie und der Luxus oder auch nur die Leichtfertigkeit einnistet». Sie läßt sich daher nicht täuschen von den Urhebern einer schamlosen Mode, die die Entartung geschickt mit an sich ehrbaren Elementen zu einem Ganzen vermischen, noch durch eine sophistische Rechtfertigung der Schamlosigkeit mit dem Hinweis auf die Gewöhnung und auf die Überwindung einer skrupelhaften Ängstlichkeit.

Bei aller Unsicherheit in der sittlichen Bewertung der Mode besteht jedoch eine absolute Grenzziehung: «Wie weitgehend und unbeständig auch die sittliche Relativität der Mode sein kann, so bleibt doch immer ein Absolutes zu wahren: ... Die Mode darf nie eine nächste Gelegenheit zur Sünde bieten.»

Apostolat des guten Geschmacks

Angesichts moralisch ungesunder Modetendenzen, als deren Ursachen der Papst einmal die schlechte Absicht ihrer Hersteller, dann die Exzesse der Unbescheidenheit und des Luxus nennt, sollen sich die maßgebenden Modeschaffenden auf ihre kulturelle und christliche Aufgabe besinnen.

1. Zunächst sind sie in ganz besonderer Weise dazu berufen, an der Lösung des sittlichen Problems der Mode mitzuwirken. Ihre Verantwortung muß sich an jenen drei Prinzipien orientieren, von denen sie leicht die konkreteren Normen für ihr praktisches Arbeiten ableiten können:

Erster Grundsatz: Der Einfluß der Mode, sei es zum Guten oder zum Bösen, darf nicht unterschätzt werden.

Die Sprache des Kleides ist heute von großer Wirkkraft. Mit dem Kleid offenbart die Gesellschaft ihre geheimen Strebungen, sie bedient sich seiner, wenigstens teilweise, um die eigene Zukunft zu bauen oder zu untergraben. «Der Christ, sei er Produzent oder Kunde, wird sich davor hüten, die Gefahren und die geistigen Schäden, die von unbescheidenen Moden, besonders wenn sie öffentlich getragen werden, gesät werden, gering zu schätzen.»

Zweiter Grundsatz: Die Mode muß beherrscht werden.

Sie darf nicht der Laune ausgeliefert bleiben, noch soll man sich ihrem Diktat passiv unterwerfen. Das gilt für den Modeschöpfer, dessen Gewissen fordert, daß er sich nicht blindlings einem verdorbenen Geschmack des Publikums willfährig erweist. Das gilt ebenso für die Einzelnen, die sich die persönliche Freiheit wahren sollen gegenüber bestimmten sich aufdrängenden Geschmacksrichtungen, besonders wenn diese in moralischer Hinsicht diskutierbar sind.

Dritter Grundsatz: Der Sinn für Maß und Maßhalten muß gepflegt werden.

Wie die Übertreibungen der Mode die hauptsächlichste Ursache ihrer Entartung bilden, so wird ein gediegenes Maßhalten deren Wert bewahren. Der Modeschöpfer, ebenso der Modekritiker, der die künstlerisch-ästhetische Bedeutung edlen Maßes und maßvoller Zurückhaltung kennt, wird beim Publikum einzuwirken suchen gegen die Gier nach Luxus, Prahlerei und Extravaganzen um jeden Preis.

2. Diese Grundsätze zur Erfüllung der sittlichen Aufgabe der Modeschaffenden führen schon mitten in deren spezifische Berufsverantwortung hinein: *Die Erziehung des Publikums zu einem gesunden Geschmack.* «Mehr als in irgendwelchem andern Tätigkeitsgebiet will das Volk in der Mode geführt werden»: Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie willig das Publikum zunächst alles aufnimmt, was man ihm auf dem Gebiet der Mode anpreist, auch Dinge, die es hinterher als mittelmäßig oder minderwertig erkennen muß. Dieser Willigkeit entspricht die Verantwortung derer, welche die Mode schaffen und «lanzieren».

Da nun die Erziehung des Volkes zu einem guten Geschmack

weitgehend mit der Durchsetzung sittlich gesunder Grundsätze in der Mode zusammenfällt, sind dabei zahlreiche Kämpfe zu führen und Widerstände zu besiegen. Das erfordert viel Intelligenz, viel Takt und viel Geduld. Wer aus einem echten Berufsethos und apostolischer Gesinnung diese Erziehungsarbeit leisten will, muß sich nach Gesinnungsgenossen umsehen, vor allem unter jenen, die durch die Presse und andere Informationsmittel die öffentliche Meinung lenken. Man muß auch jene Personen, die infolge ihrer Stellung in besonderer Weise den Geschmack des Publikums bestimmen, für die gute Sache zu gewinnen suchen. Das sind heute vor allem die Berühmtheiten von Theater und Kino. Sie müssen an ihre Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit erinnert werden, damit wenigstens ein Teil von ihnen sich entschließt, an diesem Feldzug des guten Geschmacks teilzunehmen.

Ziel dieses ganzen Bemühens um eine ästhetisch und sittlich gesunde Mode bleibt: «*Dem Geist die Vorherrschaft über die Materie zurückzugeben.*»
O. Stöckle

Ueberblick über die chinesische Diaspora

Über zehneinhalb Millionen Chinesen leben, verteilt außerhalb Chinas, in 89 Ländern. Die zahlreichsten Gruppen befinden sich natürlich in Asien in den Ländern, die am nächsten der südlichen Grenzen ihres Landes liegen. In 26 asiatischen Ländern, Hongkong, Formosa und Macao nicht inbegriffen, beträgt die Zahl der Chinesen mehr als 10 Millionen. Es folgen Amerika mit 357 254 Chinesen, Ozeanien mit 72 000; Afrika besitzt ungefähr 48 000 und Europa beherbergt mehr als 21 500 Chinesen.

Kontinent	Länder	Chinesische Bevölkerung	Katholiken
Asien	26	10 044 366	200 264
Afrika	13	47 853	17 860
Amerika	22	357 254	28 702
Ozeanien	10	71 978	14 261
Europa	18	21 594	1 265
Total	89	10 543 045	262 352

Welches sind in jedem Kontinent die Länder, welche die meisten Chinesen beherbergen?

In Asien wohnen in der Federation Malese und Singapur mehr als 3 252 000, von denen 65 739 Katholiken sind; in Thailand sind es 2 717 000, wovon 23 442 Katholiken; Indochina zählt 1 796 360, davon 44 778 Katholiken.

In Amerika beherbergen die Vereinigten Staaten 107 504 Chinesen; die Zahl der Katholiken beträgt 5600; Brasilien besitzt 55 000, 500 davon Katholiken; Kanada hat 42 817, davon 990 Katholiken.

In Ozeanien wohnen 32 700 Chinesen auf der Insel Hawaii, davon sind 10 100 Katholiken; Australien besitzt 12 832, von denen 800 katholisch sind; Tahiti besitzt 7500 Chinesen, davon 1654 Katholiken.

In Afrika haben sich die Chinesen der Diaspora mit Vorliebe auf den Inseln dieses Kontinentes niedergelassen. Die Insel Mauritius besitzt 20 146 Chinesen, davon 11 702 Katholiken. Madagaskar hat 9965, von denen 2041 katholisch sind; die Insel de la Réunion wird von 7500 Chinesen bewohnt und die Zahl der Katholiken beträgt 3200. Auf dem Kontinent sind sie besonders zahlreich in Transvaal, in der Provinz von Capo und in Mosambik, nämlich 4000, 2850 und 1354.

In Europa besitzt Großbritannien am meisten Chinesen, nämlich 12 000, von denen 500 Katholiken sind. Dann folgen der Reihe nach Holland mit 3700 Chinesen, von denen 55 Katholiken sind, und Frankreich mit 2896 Chinesen, deren 110 katholisch sind.

Diese Zahlen zeigen uns die Bedeutung der chinesischen Diaspora und die gewaltige Konversionsarbeit, die unter diesen Flüchtlingen zu leisten ist. Dieses Apostolat üben einige aus China vertriebene Missionare aus sowie chinesische Priester, die außerhalb ihres Vaterlandes studiert haben.
(Fides)

Die Konversionsbewegung in Süd-Vietnam

In der Mission von Quinhon in Süd-Vietnam schreitet die Bewegung der Konversionen fort.

Ein alter Pfarrer, dessen Vikar in Nord-Vietnam bei den Kommunisten gefangen ist, hatte im vergangenen Juli 1000 Konvertiten. Diese Zahl stieg bis Anfang August auf das Doppelte und verdreifachte sich bis Mitte September; anfangs Oktober war die Anzahl der Taufbewerber bereits so groß, daß der arme Pfarrer nicht mehr wußte, wie er sich der zwanzig Dörfer der Katechumenen annehmen könnte.

Anderswo hat sich ein junger, reicher Beamter voller Eifer als reisender Apostel für acht Dörfer angeboten. Bald wird er die Freude erleben, 2500 Seelen taufen zu lassen.

Auf dem Weg nach Quinhon traf Pater An, Pfarrer von Danang, anfangs Oktober einen Wanderer und lud ihn ein, auf seinen Jeep zu steigen, da sich dieser in die gleiche Richtung wie der Priester begeben mußte. Als der Wanderer vom Jeep herunterstieg, fragte der Unbekannte den Pater: «*Wann werden Sie wieder vorbeikommen?*» – «*Morgen.*» – «*Um welche Zeit?*» – «*Ungefähr um 10.00 Uhr.*» – Der Pater glaubte, daß der Wanderer nochmals von seinem Jeep profitieren wollte, doch traf er am andern Morgen zur gesagten Stunde seinen Mann in Begleitung von zehn Personen, welche, nachdem der Pater seinen Jeep angehalten hatte, ihn einluden, er möchte bei ihren Bauern predigen. Der Pater fragte nach dem Namen des Dorfes und stellte fest, daß die Gegend vom Pfarrer von Tra-Kieu abhängig war. Diese Pfarrei hatte sich wegen ihres bewaffneten Widerstandes gegen die Verfolger unter Tu-Duc einen Namen gemacht. Unter diesem Vorwand wünschte Pater An eine Verschiebung seines Besuches, um seinen Mitbruder benachrichtigen zu können. Am vereinbarten Datum begaben sich drei Priester, begleitet von einigen Laienaposteln, zu diesem Dorf. Dreitausend Personen empfingen sie mit Begeisterung auf dem Gemeindeplatz mit der Bitte, in der Religion unterrichtet zu werden. Die Pater hielten ihnen eine lange Predigt, die trotz des Regens aufmerksam angehört wurde. Dies war der erste Unterricht, welcher 3000 neuen Taufbewerbern erteilt wurde.

Warum dieser Zulauf zur Kirche?

Einer der Hauptgründe ist darin zu suchen, daß diese Leute mit ihren eigenen Augen das schreckliche, rote Paradies gesehen und es mit der bewundernswerten Haltung von Tausenden von Katholiken verglichen haben. Sie zeigen für den Katholizismus viel mehr Sympathie als für die Verbissenheit, mit welcher die Kommunisten ihn angefochten und verleumdet hatten.

Wie soll man sich der Situation gegenüber einstellen?

Das Personal setzt sich aus zirka 70 Priestern zusammen, welche sich um ungefähr 100 000 Christen kümmern müssen, die auf ein Territorium von 450 Quadratkilometern verteilt sind. Es ist dies eine Gegend mit kaum begehren Straßen. Was die materiellen Einkünfte betrifft, genügen diese nicht einmal für den Unterhalt des Pfarrklerus.

Um den Mangel an Aposteln zu beheben, zählen wir auf die Hilfe der Priester und Katechisten-Brüder, welche vom Norden her geflüchtet kommen, sowie auf eine größere Gruppe von noch auszubildenden Propagandisten. Diese sollen dann in «*apostolischen Zentren*» zusammengefaßt werden und von dort den Christen der Dörfer helfen, die Taufbewerber unterrichten und den Heiden das Evangelium verkünden.

Die Frage ihres Unterhaltes ist noch zu bereinigen:

Unterkunft, Kleidung, Nahrung. Es müssen ihnen auch Versammlungsorte zur Verfügung gestellt werden, Gottesdienstlokale, Transportmittel. Zu empfehlen wären Jeeps wegen ihrer Strapazierfähigkeit und weil sie überall durchkommen. Außerdem müßten sie mit Schreibmaschinen, Vielfältigungsapparaten, Mikrofonen, Lautsprechern versorgt werden, um sie vor Überbeanspruchung zu schützen und ihre apostolische Arbeit zu verdoppeln.

Zu diesem Preis ließe sich diese überreiche Ernte in kurzer Zeit einbringen, die unter dem Hauch der Gnade in unserer Mission von Quinhon reift.

Das tiefe und bleibende Erlebnis im Leben eines jeden Christen:
16 Tage, wovon 15 Tage im Orient. Hin- und Rückflug mit viermotorigem Ueberseeflugzeug DC-6 B der Swissair. (Möglichkeit der Rückreise per Schiff.)

Studienreise ins heilige Land

1. Reise unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. Kurt Galling, Göttingen, vom 6. bis 21. April 1958,
2. Reise unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. Herbert Haag, Luzern, vom 13. bis 28. April 1958.

Kosten: Fr. 1980.— Anmeldeschluss: 15. Februar 1958. Teilnehmerzahl beschränkt.
Programme, Referenzen und Auskünfte vom Interkonfessionellen Komitee für biblische Studienreisen.
Geschäftsstelle: Eugen Vogt, St. Karliquai 12, Luzern. Tel. (041) 2 69 12.

Du und die Masse

Kurt Baschwitz vertritt die interessante These, daß die Masse weder jene wilde Bestie noch die gestaltlose, leicht form- und entflammbare Materie sei, als die man sie gemeinhin (und wohl auch in der Wissenschaft) ansieht, sondern daß sie im Grunde genommen gutmütig, gutgläubig und auch vernünftig sei. Woher aber das, was man die Massenerscheinungen nennt? Sie kommen nach B. daher, daß eine «lähmende Idee» (191) und Zersplitterung sie in ihren guten Elementen handlungsunfähig macht und damit der entschlossenen Tatkraft einer kleinen Minderheit ausliefert. Diese vermag aber die Massen nur kurze Zeit zu beherrschen – in dieser Zeit allerdings große Verheerungen anzurichten –, auf weite Sicht setzt sich aber die gesündere Natur doch wieder durch.

«Sieht man von den Erscheinungen der seelischen Anpassung an Zwang und Schrecken ab, dann bleibt wenig übrig, was die düstere Lehrmeinung der pessimistischen Theoretiker über den herabziehenden Einfluß der Massenzugehörigkeit auf das Denken und Fühlen der Einzelnen rechtfertigen könnte. Übrig bleibt dann jene Urteilstrübung milderer Grades, die sich als Anfälle von Leichtgläubigkeit bemerkbar machen und durch welche die Leute sich die nahe bevorstehende Erfüllung ihrer sehnlichsten Wunschträume vorgaukeln oder vorgaukeln lassen: des Wunsches nach Reichtum oder nach Gesundheit und langem Leben, oder gar nach irgend einer Art Himmereich auf Erden und schließlich nach Sicherheit über das Fortleben nach dem Tode.

... Die Schar der Unbelehrbaren ist doch relativ klein im Vergleich zu der – an sich zumeist erstaunlich großen – Menge der Leichtgläubigen, die zwar erst durch Schaden klug werden müssen, aber dann ihren Irrtum einsehen.

... Die erschreckenden Vorgänge, die auf der Nachtseite der Massenpsychologie verzeichnet stehen, lehren nicht, daß die Menschen in der Masse dümmere und schlechter werden. Sondern daß sie als Masse unter die Schreckensherrschaft weniger einsichtiger, weniger gutartiger Mitmenschen geraten können.

... Diese massenpsychologischen Regeln besagen vor allem: Die weitaus überwiegende Mehrheit der Menschen erweist sich trotz aller menschlichen Fehler und Gebrechen als hinlänglich vernünftig und hinlänglich gütig, wenn diese Menschen nicht gewaltsam daran verhindert werden, den Forderungen ihres Verstandes und ihres Mitgefühls zu folgen. – Sie sind dem Irrtum und der Täuschung unterworfen, aber der Belehrung zugänglich, äußerstenfalls der Belehrung durch harte Erfahrungen.

Menschen mit gewalttätigen, durch keine Rechtsbedenken und keine Humanitätsregungen gehemmten Neigungen stellen Ausnahmeerscheinungen dar, Abweichungen vom Normaltypus; sie treten stets nur in verhältnismäßig kleiner Minderzahl auf.

Den Menschen vom normal rechtlichen, normal urteilsfähigen Mehrheitstypus droht keinesfalls die Gefahr, daß sie durch ihr Beisammensein und durch ihr Zusammengehörigkeitsgefühl vernunftbetäubenden Massenleidenschaften anheimfallen» (S. 187/189).

* Kurt Baschwitz: *Du und die Masse*. Verlag E. J. Brill, Leiden. 2. Auflage, 1951, 203 Seiten.

Von hier aus gewinnt B. einen überraschend positiven Standpunkt gegenüber der Demokratie. Er meint: «Daß die Diktatur in Hinsicht auf solche massenpsychologische Probleme günstiger gestellt sei als die Demokratie, wird heutzutage von Vielen irrtümlicherweise behauptet und geglaubt. Gedacht wird hierbei meistens an langwierige Diskussionen, in denen in der Demokratie Beschlüsse und Entscheidungen zustandekommen. Vergessen wird hierbei, daß auch im Kreis der Berater eines Alleinherrschers Ansichten und Bestrebungen miteinander um Einfluß ringen, und daß gerade der einsam Thronende die ängstlichste Rücksicht auf Eigenheiten und Vorurteile der Wenigen, auf die er vertrauen muß, zu nehmen hat. Und bietet nicht schließlich das Ringen der Erwägungen und Zweifel im Kopf des selbstherrlich entscheidenden, einzelnen Verantwortlichen nur ein verkleinertes Abbild einer debattierenden Ratsversammlung? ...

Verantwortungsschwere Entscheidung wird durch Beratung und Mehrheitsbeschluß nicht immer nur verzögert, sondern oft erleichtert und beschleunigt.»

Etwas Ähnliches hat schon Machiavelli, dieser kühle und nüchterne Beobachter der vielen kleinen Tyrannen seiner Zeit und ihrer Methoden, festgestellt: «Und mag es (das Volk) auch einmal irren, wenn es sich um rasche und kühne Entschlüsse handelt oder um Dinge, die ihm vorteilhaft erscheinen, so irrt noch viel häufiger ein Fürst seiner Leidenschaften wegen, deren er viel mehr hat als je ein Volk haben kann. – Auch in der Besetzung der Ämter trifft das Volk in den meisten Fällen die weit aus bessere Wahl. Man wird es nie dazu überreden, einen offenkundig erbärmlichen und verdorbenen Mann zu Amt und Würde zu erheben, wozu sich dagegen ein Fürst sehr leicht und auf tausend Wegen überreden läßt.»

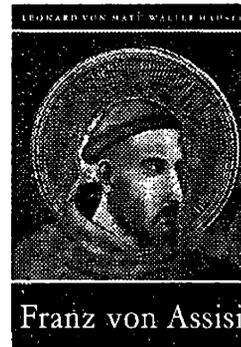
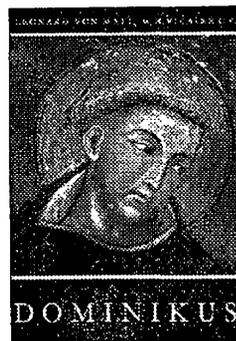
Machiavelli wird viel verkannt und viel mißbraucht. Es lohnt sich, zu lesen, was er im gleichen Kapitel seines Hauptwerkes, den «Discorsi», noch weiter lehrt (I. 58. nach der Übersetzung von Hermann Hefele): «Es ist die allgemeine Ansicht, wenn ein Volk zur Herrschaft gelange, sei es unbeständig, wetterwendisch und undankbar. Ich widerspreche dem durchaus und behaupte, daß man alle diese Fehler bei der Menge nicht häufiger finde als bei den Fürsten. – Auch darf man sagen, daß im allgemeinen ein Volk viel klüger, viel beharrlicher und viel urteilsfähiger ist als ein Fürst ... Oft trifft die öffentliche Meinung auf so wunderbare Weise das Richtige, daß man glauben möchte, sie habe eine geheime Kraft, ihr Wohl und Wehe voraussehen. ... Die schlechte Meinung, die man im allgemeinen vom Volk hat, kommt daher, daß gegen die Völker jeder frei und ohne Furcht schlecht reden kann, auch dann, wenn sie regieren, während man von den Fürsten immer mit tausend Ängsten und Rücksichten zu sprechen gewohnt ist.»

Es ist hier nicht der Platz, sich mit solchen Theorien auseinanderzusetzen. Vielleicht beruhen sie ebenso sehr auf einer einseitigen Betrachtung der positiven Elemente, wie die entgegengesetzten sich von einem einseitig individualistisch-humanistischen Ideal zu falschen Urteilen verleiten lassen. Das Buch zeigt aber an, daß die Psychologie der Massen, die allzu sehr in die Hände von verspäteten Individualisten geraten war, sich nun auch die andere Seite der Medaille anzusehen beginnt. Ähnlich wie es in der Auseinandersetzung mit Technik und Maschine ebenfalls geschieht.

J. David

DOMINIKUS

Ein neues Photobuch von Leonard von Matt Text: M. H. Vicaire O. P., 144 Bild- und 96 Textseiten. Gesamtumfang 240 Seiten. NZN Buchverlag, Holbeinstrasse 26, Zürich 8



Die Photobücher von Leonard von Matt haben Welt-
ruf. Seine Heiligenbiographien sind in sieben Sprachen
erschienen und in allen Erdteilen verbreitet.

Jeder Buchhändler legt Ihnen die Bücher des NZN Buch-
verlages gerne vor. Die hohe Weltauflage des Bildteils,
der in der Schweiz gedruckt wird, ermöglicht den erstaun-
lich niedrigen Preis.

Dominikus	Fr. 22.80	Bernadette	Fr. 24.60
Ignatius	Fr. 24.60	Pius X.	Fr. 19.55
Franz von Assisi	Fr. 24.60		

Jacques Leclercq

Christliche Lebensgestaltung

Eine Moraltheologie für Priester und Laien in vier Bänden.

- Band I: **Begegnung mit Gott.** Das göttliche Leben in uns.
251 Seiten. Kart. Fr. 9.—, Ganzleinen Fr. 11.—
- Band II: **Wagbereitung für Gott.** Die christliche Askese.
173 Seiten. Kart. Fr. 5.80, Ganzleinen Fr. 7.80.

- Band III: **Leben in Gott.** Das innerliche Leben.
214 Seiten. Kart. Fr. 9.50, Ganzleinen Fr. 11.50.
- Band IV: **Lebensordnung in Gott.** Das gottgeordnete Leben.
(Erscheint als Abschlussband Ende Januar 1958.)
Ein hervorragendes Standardwerk katholischen Lebens, das
zum Besten gehört, was wir auf diesem Gebiete besitzen.
«Es ist ein Genuss und ein Gewinn, dieses Werk zu lesen. Priester und
Erzieher finden hier reichen Stoff zur tiefen Bildung ihrer Anvertrauten,
und strebsame Menschen werden begeistert für die christliche Lebens-
gestaltung.» (Die Ostschweiz, St. Gallen.)

REX-VERLAG LUZERN

Neuerscheinung

Johann Hofinger SJ — Joseph Kellner SJ

Liturgische Erneuerung in der Weltmission

Herausgegeben im Auftrag des Institutes für missionarische
Glaubensverkündigung, Manila.

464 Seiten, Leinen ca. sFr. 21.75

«Eine Gruppe von Missionaren hat mit gegenwärtigem Buch
die Aufgabe übernommen, den Ertrag aus den Bestrebungen
der Heimat für die Bedürfnisse der Mission fruchtbar zu
machen. Manche Frage, die auch die Heimat und besonders
die Diaspora bedrängt, wird hier im Lichte der Mission
klarer gestellt, manche Lösung wird sich von den Voraus-
setzungen der Mission her bestimmter formulieren und
überzeugender vertreten lassen.»

Univ.-Prof. Dr. J. A. Jungmann, Innsbruck

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen
katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45,
Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration
«Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051)
27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halb-
jährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII
27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—.
Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzah-
lungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles,
C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und
Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Mar-
tinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halb-
jährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss
eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen
Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen
an P. J. Stäubli, Mostrupsgade 16, Silkeborg. — Frank-
reich: Jährl. ffr. 680.—. Bestellungen durch Admi-
nistration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Com-
mercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065,
mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-
Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf
c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò
da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Ausliefe-
rung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt
Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheck-
konto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich
Prof. Hugo Rahner), Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.

Neuerscheinung!

A. Ebner

Die Zeugen Jehovas

Darstellung und Widerlegung

- sachlich
- auf modernstem Stand
- überzeugend

48 Seiten, Preis: Fr. 1.—, ab 10 Stück:

Fr. —.90, ab 50 Stück: Fr. —.80.

Bestellungen an: Administration «Orientierung»
Scheideggstrasse 45, Zürich 2

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich